1,60 DM / Band 277
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Im Penthouse der Angst

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5.- i.m. / Spanien P 90



Im Penthouse der Angst

John Sinclair Nr. 277

von Jason Dark

erschienen am 25.10.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Im Penthouse der Angst

Aus der linken Faust ragte der Stahl eines Stiletts.

In der rechten Hand hielt der Mann ein Messer mit leicht gekrümmter Klinge. Die Augen in dem dunklen Gesicht wirkten wie weiß angestrichene Glaskugeln. Zwischen ihm und Suko befand sich ein offener Gully. Eines war sicher. Der Schwarze stand unter Strom. Er war high, fertig. Die Grenze, wo einem Menschen alles egal ist, hatte er fast erreicht. Es fehlte nur der zündende Funke, um das menschliche Pulverfass in die Luft zu jagen.

Und diesen Funken wollte Suko vermeiden. Er wollte keine Eskalation der Gewalt.

Beide Klingen blitzten. Hin und wieder wurden sie von einem verirrten Lichtstrahl getroffen, der aus den Leuchtstoffröhren eines Reklamespruchs fiel und auf den Klingen diese Reflexe hinterließ.

Ansonsten war die Umgebung dunkel. Suko und der Schwarze wurden von düsteren Brandmauern eingerahmt. Eine reine Hinterhof-Kulisse.

Der Inspektor lächelte. »Komm«, sagte er leise. »Gib die beiden Messer her. Es ist in deinem Interesse.«

Der Schwarze schüttelte den Kopf. Dann hob er die Schultern, und Suko machte sich schon auf einen Angriff gefaßt, doch der Mann sackte wieder zusammen und nahm eine völlig normale Haltung an. Normal für ihn, denn die Spitzen der Klingen wiesen auf den Chinesen.

»Weshalb machst du es uns so schwer, Freund?« fragte Suko.

»Geh! Geh weg!« flüsterte der Neger. »Verschwinde endlich, du verdammter Hurensohn.«

»Sicher gehe ich, aber mit dir!«

»Ich bleibe.«

»Und weshalb hast du das Mädchen angegriffen?«

»Habe ich nicht!« zischte er.

»Ich hörte die Schreie. Jetzt ist die Kleine verschwunden. Aber ich bin mir sicher, daß du es gewesen bist, der sie…«

Der Schwarze trat mit dem Fuß auf. »Geh zum Teufel, du verfluchter Chinese!«

»Nach dir, mein Junge.« Suko blieb äußerlich gelassen, war innerlich jedoch sehr gespannt. Er ging einen Schritt vor und mußte sofort wieder zurück, denn der rechte Arm des Schwarzen zuckte vor, und die gekrümmte Klinge wischte ziemlich nahe an Sukos Gesicht vorbei.

Er hob die Arme. »Ich will nichts von dir. Ehrlich nicht Ich will dir nur erklären und…«

»Hau ab, Mann!«

»Aber nicht doch…«

Der Schwarze schüttelte sich. Suko rechnete mit einer Antwort oder einem Angriff. Eine Antwort erhielt er. Allerdings auf eine Weise, mit der er nicht gerechnet hätte. Der Schwarze vor ihm begann leise zu singen.

»Zehn kleine Negerlein, die waren gute Freunde, doch einen holte schnell der Teufel, da waren es nur noch neune…«

Vielleicht hätte ein anderer gelacht, diesen Text aus dem Mund eines waffenstarrenden Mannes zu hören. Suko jedoch war nicht danach zumute, sein Gesicht verschloss sich für einen Moment und nahm einen nachdenklichen Ausdruck an.

Zehn kleine Negerlein, hatte der Mann vor ihm gesungen. Und er hatte es sicherlich nicht aus Vergnügen getan. Etwas steckte dahinter. Aber was konnte das sein?

Doch einen holte schnell der Teufel, da waren es nur noch neune!

So hatte der Mann gesungen und den eigentlichen Text des Liedes abgeändert. Was Suko dabei so störte, war das Wort Teufel! Es machte ihn stutzig und alarmierte ihn.

»Warum singst du das Lied?« fragte er.

»Es gefällt mir, Chinese.«

»Wirklich?«

»Ja, sonst würde ich es nicht singen.« Der Schwarze ging einen halben Schritt vor und blieb nun so dicht am Rand des offenen Gullys stehen, daß seine Fußspitzen mit dem Rand bündig abschlossen.

»Willst du zum Teufel?« fragte Suko.

Der Schwarze bog für einen Moment den Kopf zurück. Jetzt hätte Suko ihn angreifen können, aber er unterließ es. Vielleicht änderte er das Vorhaben des Mannes doch noch mit einigen vernünftigen Worten. Man mußte nur alles versuchen.

Blitzschnell richtete der Schwarze wieder seine Klingen auf den Inspektor. »Der Teufel«, hauchte er dabei, »der Teufel lebt. Ich weiß es. Er holt uns. Wie die zehn kleinen Negerlein. Ich bin das zehnte. Er wird…« Dann sprach er nicht mehr weiter und kicherte nur noch.

»Was wird er?«

»Nichts, Chinese, gar nichts. Er wird kommen. Er kann auch dich holen, aber ich will dich ihm nicht so einfach geben. Ich habe etwas anderes mit dir vor.«

Suko blickte dem Mann ins Gesicht. Der Bursche war vom Alter her schwer einzustufen. Er konnte 30, aber auch 20 Jahre alt sein.

Eine helle Sommerhose trug er. Dazu ein Hemd, das über den Gürtel fiel. Und natürlich diese beiden verfluchten Messer.

»Was hast du mit mir vor?«

»Ich schlitze dir die Kehle auf!« versprach der Schwarze. »Einmal von rechts, dann von links.« Plötzlich lachte er. »Auch dich soll der Teufel haben, und vielleicht treffen wir uns in der Hölle wieder. Hast du gehört? In der Hölle!«

»Bin ja nicht taub«, erklärte der Inspektor. »Nur habe ich keine Lust, dir zu folgen. Ich will nicht dem Teufel die Hand schütteln. So etwas habe ich noch nie gemocht.«

»Du mußt aber!«

»Wirklich?«

»Klar!«

Nach dieser Antwort griff er an. Allerdings war Suko darauf vorbereitet, er glitt zur Seite und gleichzeitig zurück, als der andere mit einem geschmeidigen Sprung über den offenen Gully

hinwegsetzte.

Seine Arme bewegten sich gedankenschnell. Gleichzeitig blitzten die Messer. Sie waren wie vorzuckende Schlangen und beschrieben kreisende Bewegungen, während der Schwarze ein hohes, schrill klingendes Kichern ausstieß.

Suko drehte und wand sich. Wenn er nicht acht gab, würde der andere ihn irgendwann erwischen, denn dieser Mann fightete mit einer nahezu tänzerischen Leichtigkeit. Er glitt wie eine Schlange um den Gully herum, und da Suko an der anderen Seite dieses Schachts stand, blieb die Öffnung immer zwischen ihnen.

Der Inspektor hoffte, daß sein Gegner sich mal einen Fehltritt leisten würde, das allerdings geschah nicht.

Der Schwarze gab genau acht, wo er seinen Fuß hinsetzte, und er konzentrierte sich gleichzeitig auf die beiden Messer, die er ohne Unterbrechung auf Sukos Körper gerichtet hielt.

Dann sang er wieder. »Zehn kleine Negerlein, die…«

Plötzlich unterbrach er sein Lied, sprang vor und über den Gully hinweg.

Suko mußte zurück, denn der Schwarze hatte zu einem wahrhaft raubtierartigen Sprung angesetzt. Was Suko in den nächsten Sekunden erlebte, damit hatte er nicht gerechnet. Er wurde völlig überrascht, war perplex und konnte es kaum fassen, wobei er zusätzlich das Gefühl hatte, die Zeit würde langsamer ablaufen.

Er kam sich vor wie in einem Film. Das rechte Bein des Schwarzen war vorgestreckt, das linke dafür zurückgezogen und leicht angewinkelt. So setzte er über den Gully hinweg und befand sich noch einen halben Yard über der Öffnung, als es geschah.

Aus dem Loch ragte ein Arm.

Dunkel, pechschwarz, wenigstens sah dies in der Finsternis so aus. Die Hand war zur Greifklaue gekrümmt, und sie faßte tatsächlich im richtigen Augenblick zu.

So schnell wie ein Schnappschloss umklammerte sie den linken Knöchel des springenden Negers und hielt ihn eisern fest. Der Mann hatte keine Chance, dem Griff zu entrinnen. Seine Bewegung geriet außer Kontrolle. Er warf noch die Arme in die Luft, und beide Messerspitzen zeigten gegen den Himmel. Die weißen Augäpfel schienen zu rollenden Rädern zu werden. Er öffnete den Mund und brüllte: »Der Teufel!«

Im nächsten Moment fiel er. Suko hörte ein grollendes Gelächter aus der Tiefe des Schachts, dann wölkte Qualm hervor, der widerlich ätzend nach Schwefel stank, und im nächsten Augenblick war der Schwarze verschwunden.

Ihn hatte der Gully geschluckt.

Oder die Hölle geholt, wie Suko auch annehmen konnte. Der Neger

verschwand innerhalb des Schachts und stieß einen markerschütternden Schrei aus, der leiser wurde, je tiefer der Schwarze rutschte.

Danach war es still…

So leicht konnte den Chinesen nichts erschüttern. Diesmal jedoch war er voll überrascht worden, denn damit hatte er nicht gerechnet.

Vor seinen Augen war der Gegner buchstäblich vom Teufel geholt worden. Mit einem Zug in die Hölle.

Zwei, drei Sekunden rührte Suko sich nicht. Er starrte nur auf die Öffnung, aus der dieser nach Schwefel stinkende Rauch quoll und in trägen Schwaden auf ihn zugeweht wurde.

Von dem Schwarzen sah er keine Spur mehr. Auch nicht, als sich Suko neben den Gully kniete und in die Tiefe schaute. Sein Gegner war und blieb verschwunden.

Ihn hatte tatsächlich der Teufel geholt. Oder war er umgebracht worden?

Suko wollte es genau wissen. Obwohl es gefährlich war, zögerte er keinen Augenblick, tastete mit den Händen den Innenrand des Schachts ab, fand die Sprosse einer Leiter und kletterte in die Tiefe.

Er wußte genau, daß ihm das gleiche Schicksal widerfahren konnte wie dem Schwarzen, aber dieses Risiko ging er ein. Keine Kompromisse mehr. Wenn er dem anderen jetzt nicht auf den Fersen blieb, war alles verloren, und er würde es wohl niemals mehr schaffen.

Also in die Tiefe!

Der Inspektor kannte sich aus. Nicht zum erstenmal kletterte er in einen Gully, um sich auf den Weg in die Unterwelt zu machen.

Er wußte, wie schmal und gefährlich die schmalen Trittflächen waren, deshalb wollte er aufpassen.

Schritt für Schritt gelangte er in die Tiefe. Noch immer nahm er den Höllengeruch wahr. Ein leichter Hauch von Schwefel schwängerte die Luft. Er hatte allerdings stark an Intensität verloren und wurde von den anderen Gerüchen überlagert.

Gerade bei diesem schwülen Wetter, das über London lag, drückte die Luft ungemein und trieb die widerlichsten Gerüche nach oben. So war es auch hier. Suko verzog das Gesicht. Am liebsten hätte er sich die Nase und den Mund zugehalten, um diesen Gestank nicht einatmen zu brauchen. Das war leider nicht möglich, so hielt er nur hin und wieder die Luft an.

Immer tiefer gelangte er. In der Ferne hörte er ein Rauschen. Dort mußte einer der Hauptkanäle zu den Kläranlagen fließen. Mit einem letzten Sprung überwand der Chinese die ihn vom Boden trennende Distanz, kam gut auf, federte in den Knien leicht nach und schaute sich zunächst einmal um.

Viel konnte er nicht sehen. Er stand praktisch in einer Höhle.

Auch einen Kanal sah er nicht, obwohl der Boden unter ihm feucht schimmerte, weil er schlammig war.

Ein schmaler Weg führte weiter, und Suko mußte sich nach links wenden, um den Kanal zu erreichen, der am nächsten vorbeifloss.

Das tat er auch. Dabei rechnete er mit einem hinterhältigen Angriff, doch nichts dergleichen geschah. Er sah keine Spur von seinem Gegner. Der Schwarze schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Oder die Hölle hatte ihn tatsächlich verschluckt. Man mußte schließlich mit allem rechnen. Suko war einiges gewöhnt.

Sehr vorsichtig bewegte er sich. Weiter vorn brannte das gelbe Licht einer Lampe. Für den Inspektor war es ein Orientierungspunkt, den er genau anvisierte.

Er kam näher. Die Umgebung wurde heller, die Schatten länger und größer. Jetzt hörte er das Rauschen des Kanals, der irgendwo vor ihm vorbeifloss.

Bevor er den Lichtkreis erreichte, sah er bereits, was geschehen war.

Genau unter der Lampe und im Schlamm des Bodens fast vergraben, lag eine Gestalt.

Es war der Messerheld.

Nur konnte er sich auf seine Waffen nicht mehr verlassen. Ein anderer war stärker gewesen, denn in seinem Kopf steckte eine kurze, armlange Lanze…

Suko blieb stehen. Obwohl er mit diesem Anblick gerechnet hatte, zeigte er sich doch geschockt. Er dachte an das Lied, das der Mann gesungen hatte, und wußte Bescheid.

Zehn kleine Negerlein waren es gewesen. Jetzt nur noch neun.

Denn einen hatte der Teufel geholt.

Der Inspektor war sehr vorsichtig. Er beging nicht den Fehler und rannte auf den Toten zu, sondern bewegte sich sehr behutsam weiter. Dabei schaute er sich nach allen Seiten um, denn irgendwo konnte sich der Satan versteckt halten.

Diesmal allerdings nicht. Der Dämon, dem der schwarze Arm gehörte, war nicht zu sehen. Aber er hatte seine grausame Spur hinterlassen.

Suko ging neben dem Toten in die Knie. Die Lanze steckte zwischen den Augen des Schwarzen, und Suko schaute sich die Mordwaffe genau an. Die Lanze hatte zwar eine völlig normale Form, dennoch konnte man sie nicht als normal bezeichnen.

An ihrem Ende steckten zwei Federn. Pechschwarze Federn, als sollten sie die Waffe stabilisieren. Wenn das tatsächlich der Fall war, dann hatte es Suko hier nicht mit einer Lanze zu tun, sondern mit einem heimtückisch abgeschossenen Pfeil.

Seit wann schoß der Satan Pfeile ab? Obwohl man ihm alle

Schlechtigkeiten zutrauen konnte, wollte Suko an diese Mordmethode nicht so recht glauben. Er rechnete eher damit, daß es sich bei dem Mörder unter Umständen um einen anderen Dämon gehandelt haben könnte.

Wer tötete mit Pfeilen – und weshalb?

Suko schaute sich den Mann genau an. Um besser sehen zu können, hatte er eine Bleistiftleuchte hervorgeholt und ließ den schmalen Lichtfinger über das Gesicht des Toten wandern.

Nein, er hatte ihn noch nie gesehen. Es gab nichts, was Suko bekannt vorgekommen wäre, und Papiere trug der Mann nicht bei sich, wie der Inspektor bei einer raschen Durchsuchung der Taschen feststellte.

Vor ihm lag ein namenloser Toter…

***

So jedenfalls hatte es den Anschein. Suko allerdings wollte es nicht so recht glauben. Jeder Mensch hatte Verwandte, Freunde, Bekannte, und auch dieser Schwarze würde keine rühmliche Ausnahme sein.

Daß Suko auf ihn getroffen war, konnte man nicht als Zufall bezeichnen. Der Inspektor war in dieser Gegend unterwegs gewesen, da er einem Haus einen Besuch abstatten wollte. Bei Scotland Yard waren Meldungen eingetroffen, daß sich innerhalb des Hauses seltsame Vorgänge abspielten. Angeblich erschienen dort Menschen, die tot sein sollten und einmal dort gewohnt hatten.

Mehr Informationen hatte Suko auch nicht erhalten. Er war am Abend erst losgefahren, denn seinem Informanten war es egal, wann jemand mit ihm sprach, und bei der Hitze konnte sowieso kaum ein Mensch schlafen. Bis zum Haus war Suko nicht gekommen. Er hatte, als er von seiner Harley stieg, die Schreie eines Mädchens gehört, war durch eine Einfahrt gelaufen und gerade noch zur rechten Zeit erschienen, um das Opfer aus den Klauen eines anderen zu befreien.

Eben dieses Schwarzen.

So war es gelaufen, und nun hockte der Inspektor vor der Leiche des Mannes.

Was sollte er tun?

Zunächst einmal mußten die normalen Ermittlungen anlaufen.

Die Mordkommission sollte sich um den Toten kümmern. Die Kollegen würden fluchen, wenn sie in diese Röhre klettern mußten, aber es gab keine andere Möglichkeit. Suko schaute sich noch einmal den Pfeil an und nahm auch die Federn in einen genauen Augenschein.

Seiner Ansicht nach mußten sie irgendetwas zu bedeuten haben.

Ohne Grund war dieser Pfeil sicherlich nicht geschmückt worden.

Unter Umständen gehörte dieses Verbrechen zu einem Ritualmord.

Möglich jedenfalls war alles.

Als er sich aufrichtete, blickte er auf seine Uhr. Noch zwei Stunden bis Mitternacht, und eigentlich hätte John schon aus Germany zurücksein müssen. Er war in dieses Land geflogen, weil ihn Will Mallmann alarmiert hatte, und John Sinclair, der Geisterjäger, hatte kurzerhand noch einige Tage Urlaub drangehängt.

Der Inspektor lächelte vergnügt, als er daran dachte, daß sich John wieder in einen Fall stürzen würde, kaum daß er richtig die Londoner Luft geatmet hatte.

Suko ging zurück zum Ausstieg. Er hatte die Leiter gerade erreicht, als er wieder das Lied hörte.

»Zehn kleine Negerlein, die waren gute Freunde, doch einen holte schnell der Teufel, da waren es nur noch neune…«

Im Stehen wirbelte der Inspektor herum.

Er sah nichts. Er hörte nur. Und diesmal klang die Stimme höhnischer, mit einem triumphierenden Unterton, aber den Sänger selbst konnte der Chinese nicht entdecken. Er hielt sich verborgen.

Suko hatte das Gefühl, als würde der Klang von allen Seiten auf ihn zuschwingen. War Suko von vier Sängern eingekreist?

Der Schall trog. Wahrscheinlich war es nur einer, der sang. Und zwar der Mörder.

Allmählich verebbte die Stimme. Sie wurde leiser und schwang aus. Auch das Lachen, das der andere noch hinterher setzte und den Chinesen damit zum Narren hielt.

Suko wartete noch eine Minute, bevor er wieder an die Oberwelt stieg. Er vernahm nichts mehr. Der unsichtbare Sänger hielt sich zurück. Da Suko keine Lust mehr hatte, noch länger in der Londoner Unterwelt zu bleiben, kletterte er in die Höhe. Der Rückweg verlief schneller. Er nahm immer zwei Stufen auf einmal, erreichte sein Ziel und steckte vorsichtig den Kopf durch die Öffnung.

Er tat gut daran, so zu handeln, denn er ahnte die Gegner mehr, als daß er sie sah.

Schatten waren da!

Und sie hatten den Gully umkreist!

Suko legte den Kopf in den Nacken. Er spürte die unsichtbare kalte Hand über seinen Rücken gleiten und schaute in die Höhe.

Zahlreiche Augenpaare starrten ihn an. Sie leuchteten weiß und ähnelten den Augen des Toten. Verschwommen nur sah er die dunklen Gesichter. Besser jedoch konnte er die Waffen erkennen, die aus den Fäusten der Männer ragten.

Es waren Messer!

Und dann zischten sie plötzlich das alte Kinderlied. Sie sangen es durch die zusammen gepressten Zähne, ihre Augen leuchteten dabei noch stärker, und Suko empfand jedes Wort wie einen Schlag ins Gesicht.

Er stand da, klammerte sich fest und rührte sich nicht. Kaum war der letzte Ton verklungen, als die Männer noch einmal schrill auflachten, ihre Oberkörper in die Höhe bogen und sie nach hinten warfen. Danach hörte Suko nur noch hastige Schritte, die sich schnell entfernten.

Als Suko den Schacht verlassen hatte, war von den Gestalten nichts mehr zu sehen. Sie hatten sich aufgelöst. Und zwar so schnell und rasch, als wären sie überhaupt nicht vorhanden gewesen.

Neben dem offenen Gully blieb Suko stehen und atmete tief durch. Der Schweiß hatte sich in seinem Nacken gesammelt. In kalten Bahnen rann er am Rücken hinab, und Suko ahnte, daß er nur knapp dem Tod entronnen war. Die anderen hätten ihn auch umbringen können. Daß sie es nicht getan hatten, mußte seinen Grund gehabt haben.

Er drehte seinen Kopf nach links und schaute dorthin, wo sich die hintere Hausfassade in den Himmel schob.

Dieses Gebäude hatte er besuchen wollen. Er würde es später nachholen. Zunächst einmal mußte die normale Polizeiroutine ihren Lauf nehmen.

***

Valerie Cramer schloß die Tür ihrer Wohnung auf und merkte sofort, daß etwas nicht stimmte. Die junge Frau wußte nicht, was sie da störte. Zunächst einmal traute sie sich nicht weiter und blieb auf der Schwelle stehen, um zu wittern und in den Raum hineinzuhorchen.

Hinter ihr verlöschte das Flurlicht. Da in der vor ihr liegenden Wohnung ebenfalls kein Licht brannte, umrahmte sie die Dunkelheit im ersten Augenblick wie ein Sack.

Sie konnte nichts erkennen und mußte warten, bis sich ihre Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten. Erst dann erkannte sie allmählich die Konturen der im Zimmer stehenden Möbel. Von der Tür aus schaute sie auf die große Scheibe des Wohnraums. In der Mitte des Zimmers stand die Sitzgarnitur aus grünem Velours, davor der kleine Tisch, und links vom Fenster befand sich die Anrichte mit der Flaschenbatterie darauf. Über dem Möbelstück hing ein breites Gemälde, das ihr einmal ein Bekannter geschenkt hatte.

Einen Dieb, Eindringling oder Einbrecher konnte sie nicht entdecken. Der Raum sah aus wie immer. Dennoch hatte Valerie das Gefühl, daß einiges nicht stimmte.

Nur zögernd setzte sie den Fuß vor, trat über die Schwelle, ging noch einen Schritt und blieb im Zimmer stehen. Die Tür hinter sich ließ sie offen. Sie dachte dabei auch an eine Fluchtmöglichkeit. Bis auf ihren eigenen Atem hörte sie nichts. Die Stille hüllte sie ein, und selbst von den Geräuschen der Straße war bis hier oben nichts zu vernehmen.

Auch ihre Schritte wurden von dem hochflorigen Teppichboden gedämpft. Er hatte dieselbe Farbe wie die Sitzgarnitur und wirkte in der Finsternis wie ein dunkler See.

Valerie wandte sich nach rechts. Dort befand sich an der Wand der Schalter. Sie betätigte ihn, und drei kleine Lampen spendeten ihr spärliches Licht. Die Wattzahl war niedrig, so daß es immer noch genügend Schatten gab, die Frau sich andererseits aber gut orientieren konnte.

Ihr linker Arm streifte die breiten Blätter einer aus einem Kübel wachsenden Pflanze. Die Frau schaute auf die Blumenvase auf dem kleinen Glastisch vor der Couch und danach auf das große Fenster, das fast bis zum Boden reichte.

Dort hatte sich ebenfalls nichts getan. Die Scheibe zeigte keine Veränderung. Da war nichts, das auf die Anwesenheit eines anderen hingewiesen hätte. Dennoch wurde Valerie das Gefühl nicht los, nicht mehr allein im Raum zu sein.

Irgendetwas hatte sich verändert.

Ein paar mal schluckte sie und warf ihr langes Haar zurück, das eine mahagoniartige Färbung hatte. Ein Lächeln huschte plötzlich über ihre Lippen, denn sie gestand sich selbst ein, sich verrückt gemacht zu haben. Es lauerte niemand auf sie. Die Wohnung war abgeschlossen gewesen, und niemand griff sie an.

Valerie hatte einen harten Tag hinter sich. Der Verhandlungen mit den Vertretern und Einkäufern der großen Kaufhäuser waren hart gewesen. Auch der kühle Drink nach Abschluss der Gespräche hatte für keine Entspannung gesorgt. Vielleicht reagierte sie aus diesem Grunde ein wenig überempfindlich und bildete sich Dinge ein, die es in Wirklichkeit überhaupt nicht gab.

Man mußte allerdings vorsichtig sein, wenn man allein wohnte.

Sie dachte an die Geschichten aus den Zeitungen. Fast täglich wurde von überfallenen Frauen berichtet. Valerie wollte keines dieser Opfer werden.

Die 30jährige Frau spürte plötzlich Lust auf einen Drink. Diesmal mußte es etwas Hartes sein. Sie hatte während der kleinen Feier nur Fruchtsäfte getrunken.

Nun nahm sie einen Whisky, ließ Soda aus der Flasche dazulaufen und trank langsam.

Während sie das Glas gegen die Lippen hielt und es allmählich leerte, schaute sie sich im Zimmer um. Da war nichts verändert, keine Spuren zu finden, alles war normal, und auch der große Schrank an der gegenüberliegenden Seite war nach wie vor verschlossen.

Was hatte sie dann irritiert?

Zwei Monate bewohnte sie jetzt das kleine Penthouse auf dem Dach des Gebäudes, und sie dachte daran, daß man sie gewarnt hatte, hier

einzuziehen. Die Vormieter waren etwas seltsame Typen gewesen, nur Schwarze, die ebenso rasch ein- wie sie auszogen und irgendwie in der Versenkung verschwanden.

Sie hatte nichts gegen Schwarze, deshalb machte es ihr auch nichts aus, das kleine Dachhaus zu mieten. Zudem hatte sie einen fantastischen Blick über die Themse, und auch ein Teil von Soho lag zu ihren Füßen.

Valerie hatte das Glas geleert und stellte es wieder ab. Einen zweiten Whisky wollte sie jetzt noch nicht zu sich nehmen, vielleicht vor dem Zubettgehen und nach der erfrischenden Dusche. Sie war den ganzen Tag über nicht aus den Sachen gekommen, zudem hatte die Hitze ihr übriges getan, und sie war verschwitzt wie selten.

Bevor sie den offenen Durchgang in die kleine Diele passierte, schloß sie noch die Flurtür. Es war eine Besonderheit dieses Penthouses, daß man vom Flur aus direkt in den Wohnraum gelangte und erst von ihm die anderen Zimmer erreichte.

Dazu gehörten das Bad und auch der Schlafraum. Sowie ein kleines Arbeitszimmer, das sich an den Schlafraum anschloss.

Auch im Flur entdeckte sie niemanden. Im Schlafraum auch nicht, und als sie die Tür zum Bad aufstieß, war dieses ebenfalls leer. Lächelnd schüttelte Valerie Cramer den Kopf. Sie hatte sich eben zuviel vorgemacht und eingebildet.

Vor sich hin lächelnd betrat sie das Bad. Es war grün gekachelt, zwar nicht ihr Geschmack, aber ihr gehörte das Penthouse ja nicht.

Dusche und Wanne bildeten eine Linie.

Valerie Cramer ließ die dünne Leinenjacke von ihren Schultern gleiten und wollte schon das blaue Sonnentop über den Kopf ziehen, als sie wie erstarrt stehen blieb.

Sie hatte etwas gehört.

Ein Lied.

Und es drang aus ihrer Wohnung.

»Zehn kleine Negerlein, die…«

Mehr verstand sie nicht, weil die weiteren Worte in einem undeutlichen Gemurmel untergingen, doch für sie gab es keinen Zweifel, daß jemand gesungen hatte.

Die Frau konnte dabei zuschauen, wie sich auf ihrer Haut ein Schauder bildete. Auf einmal wußte sie, daß sie keiner Täuschung erlegen war. Es befand sich jemand in der Nähe.

Im Haus!

Jetzt verlier nur nicht die Nerven, sagte sich Valerie Cramer.

Bleib um Himmels willen ruhig. So schlimm ist das alles nicht. Du wirst es überstehen, du hast schon manches hinter dich gebracht und wirst auch dies schaffen.

Deshalb wartete sie ab, und sie lauschte, ob sich der Gesang

wiederholen würde.

Eine Weile geschah nichts. Die gesungenen Worte waren verklungen, und auch die Gänsehaut auf Valeries Körper verschwand.

Dafür stieg die Furcht in ihr hoch.

Ja, sie hatte plötzlich Angst, wieder zurück in ihren Wohnraum zu gehen, denn dort war der Gesang aufgeklungen.

Da mußte der Fremde lauern.

So flach wie möglich atmete sie. Die Schuhe hatte sie noch nicht ausgezogen, bog ihren Oberkörper vor und schlich auf Zehenspitzen den Weg zurück.

Valerie hatte das Gefühl, nicht mehr in ihrer eigenen Wohnung zu sein. Sie fühlte sich darin wie eine Fremde, und über ihren Rücken rann abermals ein Schauder, als sie das Bad endlich verlassen hatte, durch die kleine Diele ging und in den Wohnraum hineinlugte.

Es war ein vorsichtiges Schielen, von der Angst geprägt, und auch ihr Herz klopfte jetzt stärker.

Wo stand der unheimliche Sänger?

Sie sah ihn nicht.

Ein leeres Zimmer lag vor ihr.

Valerie atmete tief durch. Ich bin doch nicht verrückt, sagte sie sich. Nein, der Job hat dich nicht so kaputt gemacht.

Eine Haarsträhne war in ihre Stirn gefallen, und Valerie strich sie hastig wieder zurück. Sie versuchte sich selbst zu beruhigen, indem sie lächelte und forsch in den Raum hineinschritt. Damit überwand sie einen Teil ihrer eigenen Angst, aber es gelang ihr nicht, die gesamte Unruhe zu unterdrücken.

Ein Rest blieb…

Wo steckte der Unbekannte, der dieses unheimliche Lied gesungen hatte?

Das war die große Frage. Wenn er tatsächlich dagewesen war und sie sich nicht getäuscht hatte, mußte er sich nach wie vor in der Wohnung aufhalten, denn sie hatte das Schnappen der Tür nicht vernommen. Und auch keine Schritt gehört, die auf eine Flucht hingedeutet hätten.

Valerie drehte sich.

Da fiel ihr Blick auf den Schrank. Er gehörte zum Programm der Einbaumöbel und nahm eine Wandbreite ein. Das Möbelstück war aufgeteilt. Es hatte an der rechten und linken Seite zwei große Türen. In der Mitte bestand der Schrank aus einem Regalaufbau, wo Valerie ihre zahlreichen Bücher aufbewahrte.

Zumeist war es moderne Literatur in Taschenbuchform.

Konnte sich der unheimliche Sänger, falls er sich noch in der Wohnung aufhielt, im Schrank versteckt halten?

Diese Frage stellte sie sich, denn von der Höhe her reichte das Möbel

aus.

Sie mußte sich für eine Seite entscheiden und nahm zunächst die rechte aufs Korn.

Falls sich der Unbekannte tatsächlich dort verborgen hielt, sollte er nicht merken, wie nahe Valerie ihm bereits war. Deshalb näherte sie sich der Schranktür ebenfalls auf Zehenspitzen.

Es entstand kaum ein Geräusch, als sie auf die Tür zuschritt, den kleinen metallenen Griffknopf anpeilte, vor der Tür für einen Moment stehen blieb und sie dann aufzog.

Ihr Herzschlag wollte stocken, als ihr die Tür entgegenschwang und sie in ein leeres Fach schaute.

Das heißt, leer war es nicht, es hielt sich nur kein Mensch darin verborgen. Sie hatte dort Koffer und Taschen abgestellt sowie ihre Winterschuhe.

Vor Erleichterung seufzte sie auf und dachte immer stärker an eine Täuschung. Sie mußte sich diese Stimme eingebildet haben, etwas anderes konnte sie sich einfach nicht vorstellen.

Parallel zum Schrank ging sie entlang, da sie auch die zweite Tür noch aufziehen wollte.

Diesmal verspürte sie eine nicht so große Angst, obwohl das Unwohlsein nach wie vor existierte.

Noch einmal atmete sie tief durch, als sie zwei Finger um den kleinen Knopf gelegt hatte.

Ein Ruck – und…

Einen Lidschlag später schien die Welt um sie herum zu erstarren. Valerie Cramer glaubte sich in einen Alptraum hineinversetzt.

Das Zimmer wurde zu einem Platz der Angst, denn diese Schrankseite war nicht leer.

Dort stand jemand.

Ein Neger!

Er hatte helle, fast, strahlend weiße Augen, die besonders wegen seiner dunklen Hautfarbe auffielen. Der Mund stand offen. An seinem Kinn war der Speichel getrocknet und bildete dort einen gelblich weißen Fleck. Das alles interessierte Valerie nicht. Ihr Blick wurde wie magisch vom Kopf des Mannes angezogen, denn genau zwischen seinen Augen und dicht an der unteren Grenze der Stirn schaute ein Pfeil mit zwei Federn hervor…

Valerie Cramer wunderte sich selbst darüber, daß sie nicht laut anfing zu schreien. Sie hätte sich selbst diese Beherrschung nicht zugetraut, aber es war nun mal so. In ihrem Innern jedoch sah es völlig anders aus. Da kochten die Gefühle über. Angst und Panik ließen sie zittern, aus dem Mund drangen keuchende Laute, und sie schüttelte immer wieder den Kopf, als könnte sie das schreckliche Bild noch nicht fassen.

Der Tote stand zwischen ihren Mänteln.

Er wirkte dort wie eine unheimliche Schaufensterpuppe, die einen Stoß erhalten haben mußte, denn urplötzlich begann sich die Leiche zu bewegen.

Sie kippte langsam auf Valerie zu.

Normalerweise wäre die Frau zur Seite gesprungen, doch in dieser für sie völlig fremden Situation war sie nicht in der Lage, auch nur den kleinen Finger zu bewegen. Der kalte Horror bannte sie auf der Stelle, und sie kam nicht weg.

Die Leiche näherte sich ihr. Sie wurde größer, und Valerie glaubte, das Gesicht um das Doppelte anwachsen zu sehen.

Noch immer konnte sie sich nicht bewegen. Sie war zwar willig, doch das Fleisch schwach, und als sie sich endlich überwunden hatte, da war es zu spät. Plötzlich kippte der Tote gegen sie. Ein unglücklicher Zufall ließ seine Arme nach vorn schwingen, so daß Valerie Cramer von dem Toten in den Clinch genommen wurde.

Dann brach sie unter dem Gewicht der Leiche zusammen, fiel auf den Teppich, und der Tote blieb starr wie ein großer Stein auf ihr liegen…

***

Die Nacht war schwülwarm. Trotzdem trug Chiefinspektor Tanner seinen speckigen Hut, den alten Mantel und kaute auf einer erkalteten Zigarre herum. Dabei machte er ein so bitterböses Gesicht, daß Suko angstvoll beide Hände hob und einen Schritt zurückging.

»Ich kann doch nichts dafür, lieber Tanner!« sagte er.

Tanner schüttelte den Kopf. »Jetzt ist dieser Höllensohn von Sinclair schon mal nicht da, und schon kommen Sie herbei und rauben mir meine Nachtruhe. Das geht in meinen Kopf nicht rein. Und immer erwischt es mich. Wenn ihr schon einen Toten findet, dann bitte nicht am Ende eines Gullyschachtes, sondern ganz normal irgendwo auf dem Boden liegend. Ich habe nämlich keine Lust, immer in die Unterwelt hineinzusteigen und…«

»Keine Übertreibungen.«

Tanner schob seinen Filz noch weiter nach hinten. »Ist ja auch egal«, knurrte er. »Jedenfalls stinkt mir der Einsatz, und nicht nur vom Geruch her.«

Suko konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Er nahm es dem guten Tanner nicht übel, wenn er so reagierte. Wäre er anders gewesen, hätte sich Suko gewundert und darüber nachgedacht, ob er krank war. Tanner war ein hervorragender Kollege, er hatte halt seine Eigenheiten. Seine Männer gingen für ihn durchs Feuer, auch wenn er des öfteren ziemlich knurrig und beißbärtig war.

Der Gullyschacht wurde von mehreren Scheinwerfern angeleuchtet, die einen hellen Kreis auf den Boden warfen, der dreimal so groß war

wie der Schacht selbst. Aus der Tiefe hörte Suko die Stimmen der Männer. Und sie klangen nicht begeistert.

»Da sehen Sie, was Sie angerichtet haben«, meckerte Tanner.

»Wenn wir zurückkommen, können sich meine Leute umziehen.«

»Ich hätte die Leiche auch nach oben schleppen können«, erwiderte Suko grinsend.

»Ja, das hätte noch gefehlt!« Tanner nickte heftig. »Aber so etwas ist nicht drin. Auch noch die letzten Spuren verwischen, wie?«

»Falls es welche gegeben hat«, schränkte Suko ein.

»Meine Leute finden immer etwas.«

»Da bin ich gespannt.«

Zehn Minuten mußten sich Tanner und Suko noch gedulden. Der Inspektor schaute öfter zur Uhr.

»Erwarten Sie noch jemanden?« fragte Tanner.

»Eigentlich ja.«

»Sagen Sie bloß, daß dieser Sinclair auch noch hier antanzen will?«

»Genau das.«

Tanner schlug gegen seine Stirn. »Er und Sie. Ihr beide, ihr werdet noch einmal die letzten Nägel zu meinem Sarg, wenn das so weitergeht.«

»Lassen Sie sich doch pensionieren«, schlug Suko vor.

»Ha!« rief Tanner. »Das hättet ihr wohl gern, wie?«

»Nein, Sie schimpfen doch immer.«

»Nur bei euch, nur bei euch. Andere sind ja vernünftig. Und solange der alte Sir James noch auf seinem Stuhl hockt, quittiere ich meinen Dienst auch nicht.«

»Dann werden wir zusammen alt.«

Tanner wollte etwas erwidern, eine dumpf klingende Stimme schnitt ihm allerdings das Wort ab. »Wir sind hier unten fertig, Sir. Sollen wir die Leiche hoch schaffen?«

Tanner beugte sich über den Gully-Einstieg. »Klar, hievt sie hoch. Ich will sie mir mal anschauen.«

Ein Seil war bereits in die Tiefe gelassen worden. Zwei Männer mußten nur noch ziehen. Suko half mit.

Wenig später lag der Tote neben dem Gully-Einstieg. Der Pfeil steckte noch immer in seiner Stirn. Chiefinspektor Tanner scheuchte seine Leute zur Seite und ging um den Toten herum, wobei er seinen Blick nicht von der Leiche ließ. Nach einer Weile blieb er stehen und schaute Suko scharf ins Gesicht. »Sie kennen den Toten nicht?«

»Nein.«

»Und was bedeutet der Pfeil in seiner Stirn?«

Der Chinese hob die Schultern. »Tut mir leid, Kollege. Ich habe keine Ahnung.«

Tanner verzog das Gesicht. »Wovon haben Sie denn Ahnung? Der ist

praktisch vor Ihren Augen ermordet worden, und sie haben mal wieder nichts gesehen. Das kommt davon, wenn man Geister jagt. Da sucht man hinterher immer die falschen Leute.«

»Haben Sie den Mann zu Lebzeiten schon gesehen? Ist er polizeilich registriert?« fragte Suko.

»Nein, leider nicht. Wir werden die Leiche untersuchen lassen. Oder übernimmt das Ihre Firma?«

»Ich glaube schon.«

»Das ist gut.«

Aus dem Schatten hinter dem Lichtkreis löste sich einer von Tanners Mitarbeitern. Ein noch junger Mann, der sich neben den Chiefinspektor stellte und den Toten genau anschaute.

Das fiel Tanner auf. »Ist irgendetwas, Miller?«

»Glaube schon, Chief.«

»So?«

»Ich kenne den Kerl.«

Plötzlich bekam Suko große Ohren, und auch Tanner schaute interessiert. »Mann, Miller, reden Sie! Sie sind erst drei Wochen bei uns. Zeigen Sie es den Supermännern vom Yard mal.«

Miller drehte an seinem Ehering, der noch den Glanz des Neuen hatte. »Ich war mal bei einer Anti-Terror-Einheit, wie Sie wissen. Und da haben wir uns auf die Spur einer Gruppe gesetzt, die nur farbige Mitglieder aufnahm. Sie nannten sich Black Devils und waren gefürchtet. Wir fanden heraus, daß zehn Mitglieder zu dieser Bande gehörten. Dieser unter anderem auch. Er heißt Lucky Ester.«

Zehn Mitglieder, dachte Suko, und in seinem Gehirn machte es »Klick«. Er hatte noch genau den Song von den zehn kleinen Negerlein im Ohr. Sollte es da eine Parallele geben?

Einer aus der Gruppe war tot. Neun mußten demnach noch am Leben sein.

Waren es diejenigen, die Suko gesehen hatte, als er aus dem Gully-Einstieg kroch?

Er wußte genau, wie gefährlich und militant diese Gruppe war.

Konnte sich allerdings vorstellen, daß die Leute ihre Ziele unter allen Umständen erreichen wollten. Und da waren sie in ihren Mitteln wahrlich nicht zimperlich.

Tanner tippte den Kollegen an. »Da haben Sie es gehört. Können Sie sich eine Verbindung zwischen Ihren komischen Geistern und einer Terrorgruppe vorstellen?«

»Möglich ist alles.«

»Einen direkten Zusammenhang sehen Sie nicht?«

»Nein, leider«, erklärte Suko. Er behielt die Sache mit den zehn kleinen Negerlein allerdings für sich.

Tanner war ein alter Fuchs. Er glaubte seinem Kollegen nicht und

sagte: »Sie hatten doch hier in der Gegend zu tun. Können Sie mir sagen, was Sie hergeführt hat?«

»Reiner Zufall.«

Tanner schaute Suko schräg von der Seite her an. »Zufall? Das nehme ich Ihnen nicht ab.«

»Ich habe Ihnen doch schon mal erklärt, daß ich eine Frau schreien hörte. Dann passierte es eben bei der Verfolgung. Tut mir leid, Tanner, mehr kann ich nicht sagen.«

»Sinclair hat Sie gut angelernt«, sagte der Chiefinspektor und drückte seinen Hutrand zusammen. »Ihr beide haltet zusammen wie Pech und Schwefel. Ich glaube nicht, daß er so einfach in den Gully gefallen ist. Da steckt etwas dahinter.«

»Wenn es Sie berührt, sage ich Ihnen früh genug Bescheid«, erklärte Suko.

»Hoffentlich.«

»Ich kümmere mich dann auch um eine Zeugenbefragung«, sagte der Chinese und lächelte.

»Gehen Sie!« erwiderte Tanner. »Aber kommen Sie mir nicht an, wenn Sie Hilfe brauchen.«

Suko kniff ein. Auge zu. »Nur im Notfall.« Dann verschwand er und ließ die Männer der Mordkommission zurück.

***

Ein gewisser Craig Midland hatte ihn angerufen und alarmiert. Er mußte so eine Art Hausmeister in diesem alten Block sein, und von den Vorfällen auf dem Hinterhof hatte er sicherlich noch nichts mitbekommen, sonst wäre er längst dort erschienen.

Vorn an der Straße sah es nicht so schlimm aus wie an der Rückseite. Das Gebäude hatte zehn Stockwerke, und auf dem Dach befand sich noch ein Penthouse.

Einige Fenster waren beleuchtet. Sie glotzten auf Suko nieder wie große, gelbe, viereckige Augen, als der Chinese seinen Blick an der Wand hochgleiten ließ. Der Bau mußte schon ziemlich alt sein. Er bestand aus Backsteinen. So baute man heute nicht mehr. Über dem Eingang brannte eine Laterne. Ihr Licht war ebenso trübe wie die Fassade, die zusätzlich noch beschmiert worden war.

Suko las zahlreiche Parolen und Sprüche. Da hatten sich Narrenhände so richtig ausgelassen.

War dieses Haus ein Unterschlupf für diesen Terror-Zirkel gewesen? Und jetzt vielleicht zu einer magischen Falle geworden?

Möglicherweise würde ihm Craig Midland eine konkrete Auskunft darüber geben.

Suko mußte eine breite graue Stufe bis zur Tür hochgehen und konnte den Eingang aufdrücken.

Die Tür war nicht versperrt. Sie bestand auch nicht aus Glas, wie man es bei modernen Bauten sieht, sondern hatte eine nachträglich angebrachte Metallverkleidung.

Im Flur stand die Hitze. Von den vier Deckenleuchten war eine defekt. Geradeaus ging es zu den beiden Fahrstühlen. Die Türen befanden sich auf der rechten Seite eines schmalen Gangs. Links sah Suko eine breite Tür. Er konnte sogar den Namen auf dem Schild an der Wand lesen.

Midland!

Da war er genau richtig. Eine Klingel war ebenfalls vorhanden, und Suko wollte soeben den Knopf nach unten drücken, als er hinter sich das Geräusch eines ankommenden Fahrstuhls hörte.

Der Chinese drehte den Kopf.

Heftig schwang die Fahrstuhltür zurück. Aus der Kabine stürmte eine Frau mit rötlichen Haaren. Sie war völlig aufgelöst. Das Gesicht verzerrt, über die Wangen rannen Tränen, und sie hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

Als sie Suko entdeckte, öffnete sie den Mund. »Ein… ein Toter!« keuchte sie. »In meiner Wohnung liegt ein Toter… ich …«

Mehr schaffte sie nicht mehr, denn sie stolperte über ihre eigenen Beine und fiel genau in Sukos Arme…

***

Deutschland, das kleine Örtchen Selb, und drei Tage Urlaub lagen hinter mir. Jetzt hatte mich die Heimat, wieder. Inzwischen wurde ich in London erwartet. Es lag zwar nichts Dringendes an, doch Suko wollte sich um einen Fall kümmern, in den ich unter Umständen auch mit einsteigen konnte.

Es brannte aber nichts an, deshalb hatte ich mir Zeit lassen können. Mit einer sommerlichen Bräune versehen, stieg ich in London aus dem Flugzeug und geriet direkt in die Schwüle.

Das war widerlich, und sie wurde in der Innenstadt noch viel schlimmer. Der Taxifahrer schimpfte ohne Unterlass, während er mich durch den abendlichen Verkehr kutschierte. Alles, was er wollte, war ein reinigendes Gewitter, und ich schloß mich seiner Meinung an, denn mittlerweile klebten auch mir die Kleidungsstücke am Körper.

Scotland Yard wollte ich erst am anderen Tag wieder sehen. Zunächst einmal war mir meine Wohnung wichtiger. Sie hatte ich auch als Adresse angegeben.

Da der Fahrer schimpfte und dabei meist mit sich selbst sprach, die Trennscheibe hatte er wegen der schlechten Luft nicht geschlossen, entspannte ich mich im Fond und streckte meine langen Beine aus, so gut es eben möglich war. Es war eigentlich genau die Nacht, die man nicht im Bett verbringen sollte. Oder wenigstens einen Großteil davon

nicht. Jetzt konnte man draußen vor den Lokalen sitzen und sein kühles Bierchen schlürfen. Ich spielte mit dem Gedanken, dies noch in die Tat umzusetzen, denn nach den drei Tagen Kurzurlaub spürte ich keine Müdigkeit. Ich war fit wie selten.

Will Mallmann und ich hatten herrliche Tage verbracht und nichts getan, außer zu faulenzen.

Daran konnte man sich gewöhnen.

Ich zahlte den Preis, nahm meinen Koffer und verabschiedete mich von dem schimpfenden Fahrer mit einem Winken. Er sah die Geste überhaupt nicht, drehte sein Vehikel und dampfte ab.

Natürlich wollte ich bei Suko und Shao noch guten Abend sagen.

Die beiden hatten sicherlich auf mich gewartet. Erwartungsvoll klingelte ich und bekam große Augen, als Shao die Tür öffnete.

»Was starrst du denn so?« fragte sie mich zur Begrüßung.

Ich wischte über meine Augen. »Bist du es wirklich?«

»Ja, wieso? Habe ich mich verändert? Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, nicht wahr?«

»Das schon, aber…« Ich lächelte. »Deine Kleidung oder dein Aufzug.«

»Gefällt er dir nicht?«

»Schon. Nur wundere ich mich darüber.«

»Wieso denn?«

»Na ja, rote Boxer-Hosen, der Fetzen Stoff darüber, was sagt denn Suko dazu?«

»Gar nichts.«

Ich grinste. »Dann hat es ihm auch die Sprache verschlagen.«

»Nein, er ist nicht da.«

»So was wie dich läßt er allein?« Ich schüttelte den Kopf. »Unbegreiflich, wirklich.«

»Und du wirst mir auch keine Gesellschaft leisten können«, erklärte Shao mit einem süffisanten Lächeln auf den Lippen. »Suko erwartet dich nämlich bei folgender Adresse…«

Ich hörte genau zu und hatte bereits ein unangenehmes Gefühl.

Was Shao da alles hinzufügte, klang mir verdammt nach Arbeit, die man mir aufhalsen würde.

»Soll ich wirklich?«

»Du brauchst nicht, John. Suko meinte nur, daß es besser wäre. Wenn du zu schwach bist und dich von der langen Reise erst noch erholen mußt, dann laß es sein…«

Ein raffiniertes Luder, diese Shao. Sie wußte genau, wie man mich packen konnte. »Keine Sorge, Mädchen, ich fahre hin. Hat mir dein lieber Partner auch den Bentley gelassen?«

»Natürlich. Er ist mit der Maschine gefahren.«

»Dann bin ich ja beruhigt«, erwiderte ich und wünschte Shao noch eine gute Nacht.

»Ach, John«, sagte sie, als ich mich bereits abgewandt hatte. »Da wäre noch etwas.«

»Und?«

»Nimm mal lieber deine Waffen mit. Suko meinte, sicher ist sicher, du verstehst?«

»Und ob. Vielen Dank für den Rat!«

Ich verschwand in meiner Wohnung. Sie war aufgeräumt, dafür hatte die Putzfrau gesorgt. Sie wurde zumeist von Shao reingelassen, und die Chinesin regelte auch das Finanzielle. Trotzdem stand die Luft in dem Raum. Ich hatte das Gefühl, Flüssigkeit zu atmen.

Obwohl Shao mich gedrängt hatte, wollte ich erst einmal lüften.

Nachdem ich Durchzug gemacht hatte, trank ich noch eine halbe Flasche Mineralwasser.

Adieu, laue Sommernacht, adieu, kühle Bierchen. Der Alltag und der Job hatten mich wieder. Ich war gespannt darauf, was Suko alles herausbekommen hatte.

Bevor ich die Wohnung verließ, schloß ich die Fenster und überprüfte meine Waffen.

Alles klar.

Dann fuhr ich nach unten. In der Tiefgarage war ich der einzige.

Der Bentley stand in der Box. Im Licht der hellen Leuchtstoffröhren sah ich den Staub auf dem Lack des Wagens. Das alte Schätzchen hatte eine Dusche auch mal wieder nötig.

Ich verließ den Komplex und rollte durch das nächtliche London.

***

Suko hatte es geschafft und die Frau wieder bis zum Fahrstuhl zurückgedrängt, ohne daß sie sich allzu sehr wehrte. Jetzt allerdings leistete sie stärkeren Widerstand. Ihrem Gesichtsausdruck entnahm der Inspektor, daß sie schreien wollte, und er preßte ihr blitzschnell seine linke Hand auf die Lippen. So erstickte der Ruf schon im Ansatz. Dafür leuchtete Panik in den Augen der Frau, die allmählich nachließ, nachdem Suko dreimal das Wort Polizei und zweimal Scotland Yard hinzugefügt hatte.

Er löste seine Hand von den Lippen und ließ die Frau ein paar mal tief durchatmen. Keuchend fragte sie: »Sind Sie tatsächlich von Scotland Yard, Mister?«

Der Inspektor wies sich aus.

Die Frau nickte und sagte noch immer keuchend und nach Luft ringend: »Wissen Sie, man wird heute so oft reingelegt, da bleibt einem gar nichts anderes übrig, als mißtrauisch zu werden.«

Der Chinese nickte. »Das kann ich Ihnen nachfühlen, meine Liebe. Aber wie war das mit der Leiche?«

Sofort bekam sie wieder den Panikblick. »Oben in meiner Wohnung.

Sie hat im Schrank gestanden. Es ist ein Neger!«

»Wirklich?«

»Sie glauben mir nicht. Sie…«

»Natürlich glaube ich Ihnen. Ich wollte nur die Bestätigung haben, wissen Sie.«

»Die können Sie selbst sehen, wenn Sie mit hochfahren.«

»Das hatte ich vor. Welches Stockwerk?«

»Penthouse.«

»Das gehört Ihnen?«

»Ja, aber ich habe es nicht gekauft, nur gemietet.« Sie strich ihr Haar zurück und drückte die Tür auf, wobei Suko ihr half. Dann sagte sie ihren Namen.

»Kannten Sie den Toten?« fragte Suko, als er auf den entsprechenden Knopf drückte.

»Nein, aber bevor ich das Haus mietete, haben Schwarze darin gewohnt.«

»Mehrere?«

»Genau weiß ich es nicht. Ich muß mich da auf Erzählungen und Berichte anderer verlassen. Die allerdings reden davon.«

»Wir werden sehen«, sagte der Inspektor und ließ sich von der Frau berichten, wie sie den Toten gefunden hatte.

»Und dann sang noch jemand ein Lied«, fügte sie hinzu.

»Welches denn?«

»Ein Kinderlied. Zehn kleine Negerlein…« Sie hatte das letzte Wort ausgesprochen, als der Fahrstuhl hielt und Suko die Tür aufdrückte.

Zehn kleine Negerlein! Dieses Kinderlied zog sich tatsächlich wie ein roter Faden durch den Fall. Und Suko fragte sich, in welch einem Zusammenhang es mit den beiden Toten stand.

Zwangsläufig stellte er sich die nächste Frage. Suko hielt auch nicht hinterm Berg damit. »Wie ist der Mann denn umgekommen?«

Valerie Cramer zuckte zusammen, als der Inspektor dieses Thema ansprach. »Durch einen Pfeil«, flüsterte sie. »Man hat ihn dem Schwarzen mitten in die Stirn geschossen.«

Suko nickte. Damit war alles klar. Die Parallelen zu den beiden Morden lagen auf der Hand.

Sie stand jetzt vor der Tür zum Penthouse. Das Gesicht der Frau zeigte Anspannung, die Augen waren leicht zusammengekniffen und bildeten schmale Sicheln. »Wollen Sie hineingehen?«

Suko nickte. »Natürlich. Ich sehe mir die Sache einmal an. Bleiben Sie hier.« Er streckte die Hand aus. »Den Schlüssel, bitte!«

»Ja, natürlich.« Der Inspektor nahm ihn. Er warf ihn in die Höhe, fing ihn wieder auf und ließ ihn dann in das Schloß gleiten. Valerie Cramer hatte sich rechts von ihm aufgehalten und schaute auf die Hand des Chinesen, die den Schlüssel in das Schloß steckte. Die Hände

der Frau waren geballt, in den Augen flackerte es. Sie hatte Angst, man sah es ihr an, obwohl sie sich unter Kontrolle hielt und auch nicht wollte, daß man es merkte.

Suko schloß auf.

Als er die Tür einen Spalt geöffnet hatte, sagte Valerie: »Sie gelangen direkt in den Wohnraum. Die Diele liegt woanders. Da müssen Sie…«

»Okay, ich weiß Bescheid.«

Suko öffnete die Tür längst nicht bis zum Anschlag. Er huschte durch den Spalt, wobei er sich noch schmal machte. Dann stand er in der Wohnung und suchte die Leiche.

Sie war verschwunden.

Im ersten Augenblick glaubte der Inspektor, daß die Frau ihn genarrt hatte. Dann erinnerte er sich daran, wie aufgelöst sie gewesen war, und zog die richtigen Schlüsse.

Nein, sie hatte den Toten gesehen.

Aber vielleicht war er ein Zombie – eine lebende Leiche. So ungefähr das Schlimmste, was man sich vorstellen konnte.

Erst jetzt zog Suko seine Waffe. Er nahm die Beretta. Die Mündung stach in den großen Wohnraum hinein, und plötzlich blieb der Chinese, wie vor eine Mauer gelaufen, stehen.

Der Tote war nicht verschwunden. Er hatte nur seine Stellung gewechselt und schwebte – Suko konnte es kaum glauben – unter der Decke…

***

Chiefinspektor Tanner hätte am liebsten seinen alten Filz aufgegessen. Er wußte, daß die Fälle, in denen der Geisterjäger John Sinclair mitmischte, nie glatt abliefen. Da gab es immer Ärger, und auch bei dieser Leiche schien es so zu sein.

Mit einem Pfeil hatte man den Mann erschossen. Mitten in der Stirn steckte er. Tanner und seine Mannschaft konnten den Toten jetzt sehr genau sehen, denn er lag dicht neben dem Einstieg und wurde von den Strahlen der Standscheinwerfer angeleuchtet.

Jede Gesichtsfalte war zu erkennen. Sogar das Grauen auf den Zügen wirkte wie festgemeißelt.

Was mochte dieser Mann gesehen und gefunden haben? Und war sein Mörder tatsächlich ein Dämon?

»Was sagen Sie dazu, Miller?« fragte er.

Der Angesprochene hob die Schultern. »Ich habe schon einiges gesehen, so etwas jedoch nicht.«

»Kann ich mir vorstellen.« Tanner rammte seine Hände in die Manteltaschen. »Und Ihnen fällt auch nichts dazu ein?«

Miller zog ein schiefes Gesicht. »Kaum. Sieht mir sehr nach einer Mordmethode aus dem Dschungel aus. Vielleicht hatte der Mann

Feinde aus vergangenen Zeiten.«
»Kann sein«, gab der Chiefinspektor zu. »Was wissen Sie eigentlich noch von den Black Devils?«
»Sie waren militant. Eine Randgruppe, glaube ich.«
»Haben sie Anschläge verübt?«
»Einige. Hielt sich allerdings in Grenzen. Sie arbeiteten zumeist in den Ghettos der Schwarzen. Dort wollten sie für mehr Gleichberechtigung kämpfen. Offiziell.«
»Und inoffiziell?«
»Ich glaube, denen ging es nur ums Geld. Kann eine Killerbande gewesen sein, die sich mit dem Mäntelchen der Politik umgab. So sehe ich das Ganze.«
»Aber ihr habt sie nicht zerschlagen?«
»Nein.«
»Dann ist es möglich, daß die anderen Mitglieder dieser Vereinigung noch leben?«
»Sicher.«
»Werden sie auch Anschläge verüben?«
»Ich bin einige Zeit raus, Sir. So genau kann ich das nicht sagen.«
»Sie haben ja den gesamten Terrorkram erforscht«, sprach Tanner weiter, »und sicherlich auch über gewisse Hintergründe nachgedacht. Sind Sie da auf eine Spur gestoßen, die, sagen wir mal, in eine Richtung stieß, die man mit Dämonen und so weiter…«
»Sie meinen Okkultes, Sir?«
»Genau.«
»Nein, nicht direkt.« Miller legte seinen Finger gegen die Stirn.
»Wenn ich aber recht darüber nachdenke, waren diese Typen halbe Selbstmordkandidaten. Sie gingen voll rein, ähnlich wie die Kamikaze-Flieger des Zweiten Weltkriegs in Japan. Da mußte schon etwas dahinterstehen, wenn Sie mich fragen.«
»Scheint mir auch so.« Tanner wandte sich ab. »Ihr könnt den Toten abtransportieren«, sagte er. Der Chiefinspektor wollte zunächst nichts mehr mit dem Fall zu tun haben. Darum sollte sich Scotland Yard kümmern. Er hatte seine Pflicht getan. In den Taschen suchte er nach Zündhölzern, um seinen Zigarrenstummel anzustecken.
Da hörte er den Ruf.
»Sir, kommen Sie! Da, der Tote!«
Chiefinspektor Tanner kreiselte herum. Seine Augen wurden groß, und die Männer seiner Mannschaft waren zur Seite gewichen.
Sie hatten nur Blicke für die Leiche, die, von unsichtbaren Kräften erfaßt, allmählich in die Höhe schwebte.
Ein Bild, das niemand vergaß. Die harten Burschen der Mordkommission konnten nur staunen, und es rann nicht nur bei einem eine Gänsehaut über den Rücken, selbst Tanner war geschockt.

Die Leiche aber ließ sich nicht beirren. Vor den Augen der überraschten Menschen stieg sie weiter in die Höhe…

***

Ich hatte mein Ziel erreicht. Es war eine dunkle Ecke, nicht weit entfernt von Soho, aber dort, wo es am finstersten ist und sich Touristen kaum hinwagten.

Eine gewisse Helligkeit fiel mir auf, als ich an eine Einfahrt heranrollte, die sich neben dem Haus befand, dem ich einen Besuch abstatten wollte.

Ich warf einen Blick nach rechts und wußte eigentlich schon Bescheid. Da war erst mal der Wagen, der vor der Einfahrt parkte und ein Durchkommen so gut wie unmöglich machte, und zweitens das helle, unnatürliche Licht im Hintergrund.

Der Wagen gehörte der Mordkommission, und das helle Licht mit dem bläulichen Schimmer kannte ich auch. Es wurde von den hohen Standscheinwerfern abgegeben, wenn sie die unmittelbare Nähe eines Tatorts ausleuchteten.

Ich stoppte dicht hinter dem Kastenwagen der Mordkommission und stieg aus.

Gleichzeitig wurde die Tür des anderen Wagens geöffnet. »He«, sprach mich jemand an. »Wo wollen Sie denn hin? Hier ist abgesperrt, weil…«

Ich drehte mich um. Der Mann verstummte, erkannte mich dann und entschuldigte sich. »Oberinspektor Sinclair. Sorry, aber ich habe Sie nicht erkannt.«

Ich winkte ab. »Schon gut. Was ist geschehen?«

»Ein Mord.«

»Ist Chiefinspektor Tanner noch da?«

»Klar, Sir.« Der Mann hatte die Wagentür halb geöffnet und beugte sich nach draußen. »Ihr Kollege, der Chinese, hat sich auch hier herumgetrieben.«

»Und wo steckt er jetzt?«

Der Polizist deutete auf das Haus. »Da ist er reingegangen.«

»Ich danke Ihnen!«

Wenig später betrat ich die Einfahrt. Das Licht der Scheinwerfer wurde heller, blendete mich, wenn ich hineinschaute, und ich bewegte mich dicht an der Mauer entlang, damit die Helligkeit nicht so sehr in meine Augen stach.

Im Schatten der Einfahrt blieb ich stehen und konnte auf den Hinterhof schauen. Zwei Scheinwerfer waren auf den Toten gerichtet. Er lag bereits in seiner Wanne, war zum Abtransport vorbereitet worden. Aber das klappte nicht so, wie die Männer es sich vorgestellt hatten, denn die Leiche hatte sich selbständig gemacht.

Auch mich überraschte dieser Vorgang, und ich konnte mich seiner Faszination nicht entziehen.

Ich stand und staunte.

Als würde der Tote von unten geschoben, so glitt er allmählich in die Höhe.

Es war ein geisterhaftes, unheimliches Schauspiel, das mich beeindruckte. Als ich einen schnellen Blick zur Seite warf, erkannte ich die Männer der Mordkommission. Auch sie waren von der Überraschung getroffen worden und standen wie die Ölgötzen auf dem Fleck, ohne den Vorgang erklären und begreifen zu können.

Ich sah auch meinen Spezi, Chiefinspektor Tanner. Er war deutlich an seinem Filz zu erkennen, den er wie immer in den Nacken geschoben hatte, so daß sein Kopf wie eine fliegende Untertasse wirkte.

Niemand redete. Die Blicke der Männer waren starr auf den schwebenden Toten gerichtet.

Die Leiche wollte entschwinden…

Ich kannte selbstverständlich keine näheren Zusammenhänge, war mir aber darüber im klaren, daß ich sie nicht einfach wegschweben lassen konnte. Was dahinter steckte – ich war inzwischen davon überzeugt, daß es sich um Schwarze Magie handelte –, konnte ich erst durch eine Analyse oder Überprüfung der Leiche feststellen.

Es gab sonst keine andere Lösung.

Aber auch die Männer der Mordkommission wollten die Leiche nicht entkommen lassen. Chiefinspektor Tanner ergriff die Initiative, denn mittlerweile schwebte der Tote bereits brusthoch über der Erde.

»Schießen!« hörte ich die Stimme.

Waffen wurden gezogen.

»Feuer!«

Es war wie auf dem Exerzier- oder Schießplatz. Im nächsten Augenblick krachten drei Waffen. Mündungsfeuer verschmolzen mit dem hellen Licht der Scheinwerfer, und die Beamten bewiesen, daß man sie gut ausgebildet hatte.

Sie trafen.

Fast zur selben Zeit hieben die Kugeln in den Körper des Toten.

Jeder von uns sah, wie die Leiche regelrecht durchgeschüttelt wurde. Sie schwankte für einen Moment, erhielt mehrere Stöße, aber sie fiel nicht zu Boden, sondern geriet nur etwas aus der Richtung. Ansonsten tat sich nichts, sie schwebte weiter.

»So ein Mist!« hörte ich Tanner stöhnen. »Verflucht, das glaubt mir keiner.«

Noch hatte mich niemand entdeckt. Jedenfalls hatte man es mir nicht gesagt. Die Überraschung hatte ich noch für mich behalten und trat nun zwei Schritte vor, während ich gleichzeitig das Kreuz mit der

Kette über meinen Kopf streifte.

Lange durfte ich nicht mehr warten, sonst entschwebte der Tote tatsächlich. Die anderen kamen mir zuvor. Tanner schickte zwei Männer, die die Leiche holen sollten.

Sie befand sich inzwischen so hoch über dem Boden, daß die Leute schon ihre Arme ausstrecken mußten, um sie zu erreichen.

Hände krallten sich in den dünnen Stoff der Kleidung fest, und ich sah erst jetzt, daß aus der Stirn des Toten der unterarmlange Schaft eines Pfeils ragte.

Schafften es die Männer?

Zumindest versuchten sie es. Sie waren zu zweit, und sie hatten ihre große Mühe, denn der schwebende Tote setzte ihnen eine Kraft entgegen, die sie nicht ausgleichen konnten.

Ich hörte sie ächzen und stöhnen. Einer keuchte: »Verdammt, Chef, das ist ein Ding…«

»Noch einer!« befahl Tanner.

Ich hielt es für angemessen, mich zu zeigen und aktiv einzugreifen.

»Lassen Sie mich mal, Tanner«, sagte ich, löste mich vom Fleck und trat in den Lichtschein.

Tanners Antwort überraschte mich nicht. »Sinclair!« hörte ich ihn stöhnen. »Das gibt es nicht. Ich habe es geahnt. Kaum fliegen die Toten tief, sind Sie da.«

»Passt es Ihnen nicht, Sie Grantkopf?«

»Diesmal ja. Los, Leute, verschwindet! Jetzt tritt der große Geisterjäger in Aktion.«

Die Männer traten zurück. Ich aber nahm mein Kreuz. Dabei mußte ich schon den Arm heben, um den Toten überhaupt berühren zu können. Vorsichtig preßte ich ihm das geweihte Metall gegen die linke Wange.

Was die beiden Polizisten mit ihrer reinen Körperkraft nicht geschafft hatten, brachte ich fertig. Die Leiche schwebte nicht mehr weiter. Sie stoppte mitten in der Bewegung, schien für einen Moment in der Luft stehen zubleiben zu wollen und folgte dann den Gesetzen der Erdanziehung.

Urplötzlich fiel sie nach unten.

Mit einem hastigen Satz sprang ich nach hinten, sonst hätte mich der Tote noch erwischt. So aber prallte er dicht vor meinen Füßen zu Boden, wurde noch einmal durchgeschüttelt und blieb liegen.

»Das ist Zauberspuk«, sagte jemand hinter mir aus dem Dunkel.

»Verdammt, wenn ich das meiner Frau erzähle…«

»Nichts erzählen Sie, gar nichts«, schimpfte Tanner. »Was Sie hier gesehen haben, Gentlemen, ist ein Betriebsgeheimnis!«

Die Männer schwiegen, sie hatten verstanden. Dafür hörte ich Schritte. Es war nur ein Mann, der sich mir langsam näherte. Ohne

mich umzublicken, wußte ich genau, daß es nur Tanner sein konnte, der an mich herantrat.

Ich hatte mich nicht geirrt. Neben mir blieb der Chiefinspektor mit dem Hut stehen und starrte auf den Toten.

»Und?« fragte er.

»Wieso und?«

»Haben Sie eine Erklärung, Sinclair?«

»Nein. Wie sollte ich?«

»Sie befassen sich doch laufend mit solchen Fällen.«

Ich lachte. »Fälle ist gut, mein Lieber. Sogar sehr gut. Aber ich bin ebenso schlau wie Sie. Eigentlich müßten Sie sogar schlauer sein, mein lieber Kollege.«

»Wieso das denn?«

»Sie waren eher hier.«

»Das hat damit nichts zu tun. Fragen Sie mal Ihren chinesischen Kollegen, der hat doch den Toten gefunden.«

»Suko? Das wußte ich nicht.«

»Und wieso sind Sie hier?«

»Spielt im Augenblick keine Rolle. Aber wo steckt er denn?«

»Ihr Freund ist ins Haus gegangen.« Tanner deutete auf die Fassade der Rückseite. »Da wollte er etwas herausfinden.«

»Und wen besucht er?«

»Bin ich Jesus?«

Ich grinste. »Nein, das nicht.«

»Da sehen Sie.«

»Aber Jesus ritt auf einem Pferd, und das war noch ein Esel, mein lieber Tanner.«

Wir konnten es beide nicht lassen, uns gegenseitig aufzuziehen.

Es lockerte die Atmosphäre immer auf. Doch der Spaß war vorbei.

Was wir hier erlebt hatten, war blutiger Ernst. Ich kniete mich hin und untersuchte den Toten dort, wo ich ihn mit meinem geweihten Silberkreuz berührt hatte.

Auch Tanner hatte sich gebückt. Da der Schwarze im zentralen Licht der Scheinwerfer lag, konnten wir fast jede Einzelheit erkennen. Auch den Fleck auf seiner Wange.

Dort war die Haut wie weggeschmolzen. Allerdings hatte sie sich nicht schwarz verfärbt, sondern war zu einer hellen Masse geworden, die fast die gesamte Breite der Wange einnahm.

Etwas wunderte uns beide. Tanner sprach es aus. »Da rinnt nicht einmal ein Tropfen Blut.«

»Genau«, erwiderte ich. »Mir scheint es, daß die Leiche völlig blutleer ist.«

Ich beugte den Kopf noch tiefer und erkannte dort, wo die Haut nicht mehr zu sehen war, einen hellen Splitter.

Ein wenig schluckte ich schon. Es traf mich immer hart, wenn ich mit Dingen konfrontiert wurde, für die ich keine normale Erklärung hatte. Welche Magie hier im Spiel war, konnte ich nicht einmal erraten. Der Tote war ein Neger. Vielleicht stieß ich wieder einmal auf eine finstere afrikanische Magie, die ich ja schon einmal erlebt hatte, als es gegen Tricia di Monti, die Frau mit dem Dämonendolch, ging.[1] Hinter dieses Rätsel war ich nie voll und ganz gestiegen.

»Ratlos?« fragte mich der Chiefinspetor.

»Leider ja.«

»Also schleppen wir den Toten ab.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«

Mein Finger wies auf den aus der Stirn ragenden Pfeilschaft.

»Schauen Sie genau hin, mein lieber Tanner. Dieser Pfeil mit den beiden dunklen Federn muß eine Bedeutung haben.«

»Sicher. Als Mordwaffe.«

»Auch«, schränkte ich ein. »Es kann aber auch ein magisches Motiv dahinterstecken.«

»Wie wollen Sie das denn herausfinden?«

»Indem ich ihm den Pfeil aus der Stirn ziehe.«

Tanner zuckte zusammen. »Mann, Sinclair, sind Sie denn von allen guten Geistern verlassen? Sie können doch nicht die Mordwaffe entfernen. Das müßten gerade Sie am besten wissen.«

»Dies hier ist ein ungewöhnlicher Fall, der auch ungewöhnliche Maßnahmen erfordert«, erklärte ich. »Passen Sie auf, Tanner!« Ich hatte bereits meinen Arm ausgestreckt und näherte mich mit zwei Fingern dem Pfeilschaft. Eisern hielt ich ihn fest. Ich wußte selbst, daß es ein Risiko in sich barg, wenn ich den Pfeil jetzt herauszog, aber es gab keine andere Möglichkeit. Ich mußte es probieren.

Hoffentlich hatte er keine Widerhaken, die sich festgesetzt hatten, dann würde er unter Umständen abbrechen.

Mit einem kurzen, aber heftigen Ruck zog ich den Pfeil aus der Stirn des Toten.

Nein, er brach nicht ab, ich hielt ihn in der Hand, und gemeinsam mit Chiefinspektor Tanner starrte ich die Leiche an.

Wir schauten nur in das Gesicht. Einige Sekunden vergingen, ohne daß eine Reaktion erfolgte, bis sich die Haut um den Mund herum plötzlich spannte.

»Der lebt!« ächzte Tanner und zuckte zurück.

Mein Kollege hatte recht. Der angebliche Tote erlebte eine schreckliche Wiedergeburt. Ein Zucken lief durch seinen Körper, er hob den Kopf ein wenig an, und im nächsten Augenblick fiel er wieder zurück. Ich vernahm sehr deutlich den Laut, der entstand, als er mit dem Hinterkopf aufschlug. Es war ein hohl klingendes Geräusch, als

wäre ein Stück Holz auf den Boden gefallen.

Bevor ich weitere Feststellungen treffen konnte, hörte ich das Knirschen und sah, wie die Leiche vor meinen Augen allmählich auseinanderbrach. Sie zerfiel in mehrere Stücke, und ich wurde an die Glasmenschen erinnert, die mir vor einigen Wochen hier in London über den Weg gelaufen waren. Aber hier war es anders.

Der Tote vor mir bestand nicht aus Glas. Sein Körper hatte sich in eine holzartige Masse verwandelt, die immer mehr zerplatzte.

Da sein Arm in erreichbarer Nähe lag, hob ich ein Stück auf und reichte es dem Chiefinspektor.

Tanner war blaß geworden. Die Haut leuchtete fahl, und er schüttelte den Kopf. »Nein, damit will ich nichts zu tun haben«, ächzte er.

»Fühlen Sie mal.«

»Nichts da.«

Es war tatsächlich wie Holz, und die Masse änderte sich auch nicht, als ich mit den Fingern dagegen rieb.

Danach erhob ich mich wieder. »Jetzt können Sie den Toten wegschaffen«, sagte ich.

»Zu Scotland Yard?«

»Sicher. Das ist unser Fall.«

Tanner schlug sich gegen die Stirn. »Ich begreife das nicht. Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, würde ich meinen Hut essen, wenn mir so etwas jemand berichtet…«

»Aber mit Senf«, erwiderte ich trocken.

»Mann, Sinclair, machen Sie keine Witze!«

»Danach ist mir auch nicht zumute«, erwiderte ich und ließ mein Kreuz wieder verschwinden. »Weiß zufällig einer von Ihnen, wer dieser Mann ist oder war?«

»Ja, er gehört zu einer Terrorgruppe, die sich Black Devils nannte«, erklärte mir einer von Tanners Mitarbeitern.

»Haben Sie mit der Gruppe Kontakt gehabt?«

»Vor einiger Zeit«, gab der andere zu. »Wir haben sie jedoch nicht zerschlagen können. Der ganze Fall ist irgendwie im Sande verlaufen. Sie waren plötzlich untergetaucht.«

»Keine Spuren mehr?« hakte ich nach.

»Nein.«

»Auch keinen Hinweis auf Schwarze Magie oder ähnliches?«

Ich erntete abermals ein Kopfschütteln, griff zu den Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an. Während ich dem ersten Rauch nachblickte, schaute ich auf die Rückseite des Gebäudes. Suko befand sich innerhalb des Hauses. Einige Fenster an der Rückfront waren inzwischen erleuchtet. Ich sah auch Menschen, die aus ihnen in den Hinterhof schauten. Es mußte sich mittlerweile herumgesprochen haben, was hier unten im Hof vorging. Allerdings kam keiner, um zu

schauen.

Was hatte Suko in diesem Haus gewollt? Zu wem wollte er hin?

Lag dort die Lösung des Rätsels verborgen? Ich schaute auf den offenen Gully. Aus dem Schacht hatte man den Toten geholt. Suko hatte ihn dort gefunden, wie mir Tanner erklärte. Wieso und weshalb?

»So nachdenklich?« fragte mich der Chiefinspektor.

»Ja. Ich sehe noch kein Motiv für all diese Dinge. Irgendwie muß es da eine Verbindung von diesem Toten und dem Haus dort geben. Leider weiß ich nicht, welche.«

»Suchen Sie mal!«

»Das werde ich auch.«

»Soll ich Sie unterstützen?« fragte mich der Kollege.

Ich schüttelte den Kopf. »Lieber nicht, denn ich weiß nicht, was mir noch begegnet. Da könnte es schweren Ärger geben, und Sie sind nicht so bewaffnet, wie der Fall es erfordert.«

»Ist auch nicht mein Job«, erklärte Tanner.

Ich lächelte. »Das habe ich mir gedacht.« Ich trat die Zigarette aus. »So, dann werde ich mich mal auf die Suche nach meinem Freund machen. Irgendwo muß er ja zu finden sein.«

»Klar.«

Ich nickte Tanner und seinen Leuten noch einmal zu, bevor ich mich abwandte und wieder durch die Einfahrt zurückging. Zum Glück brauchte ich keinen Gaffern irgendwelche Auskünfte zu geben. In der Umgebung hier war es verhältnismäßig ruhig.

Ohne es zu wissen, nahm ich den gleichen Weg, den auch mein Freund Suko gegangen war. Die Eingangstür fand ich ebenfalls offen und schaute mich suchend um.

Jetzt war guter Rat teuer. Wo konnte ich den guten Inspektor finden? Es gab zahlreiche Partien, die sich hier eingenistet hatten.

An einer Wand entdeckte ich das Mieterverzeichnis. Die Namen sagten mir nichts. Der Inspektor konnte sich überall und nirgends aufhalten.

Ein Name fiel mir auf.

Craig Midland stand an einer Tür. Und ich sah auch das Schild mit der Berufsbezeichnung.

Der Mann war Hausmeister.

Vielleicht konnte er mir weiterhelfen.

Ich hatte es mir im Laufe der Zeit angewöhnt, immer dort, wo ich fremd war, die unmittelbare Umgebung im Auge zu behalten. Das tat ich auch hier, vielleicht sogar mit besonderer Aufmerksamkeit, deshalb stellte ich fest, daß die Tür zu Craig Midlands Wohnung nicht verschlossen war.

Das konnte verschiedene Gründe haben, auch harmlose, aber ich war in diesem Falle übervorsichtig, denn gebranntes Kind scheut das

Feuer. Mit der flachen Hand wollte ich die Tür aufstoßen und stellte fest, daß dies ziemlich schwer war. Die Tür setzte mir einen gewissen Widerstand entgegen.

Mein Misstrauen steigerte sich. Ich legte an Druck noch einiges zu, da ging die Tür endlich auf. Ich schaute sofort nach unten, weil ich damit rechnete, daß ein Hindernis in der Wohnung dicht vor der Schwelle lag.

Das war nicht der Fall.

Das Hindernis sah ich erst später. Da hatte ich die Diele bereits betreten, drehte mich um und wurde vom kalten Entsetzen gepackt.

Ob es Craig Midland war, den ich da zu sehen bekam, wußte ich nicht. Jedenfalls lebte er nicht mehr. Man hatte ihn auf eine schreckliche Art getötet.

Vier Pfeile hatten ihn an die Tür genagelt!

***

»Mein Gott, das ist doch nicht möglich!« Valerie Cramer hatte die Worte ausgestoßen, die von Suko zwar gehört, dennoch nicht registriert wurden. Ihn interessierte die schwebende Leiche.

Der Tote befand sich bereits so hoch, daß das Ende des Pfeils gegen die Decke drückte und sich der Schaft von dem Druck durchbog.

Dabei lag der Tote starr in der Luft, ohne sich zu bewegen. Die Arme klebten förmlich an seinem Körper, obwohl sie, der Erdanziehung folgend, eigentlich hätten nach unten baumeln müssen.

Suko warf einen Blick über die Schulter. Valerie Cramer lehnte am Türrahmen. Ihr Gesicht war von dem Entsetzen gezeichnet, das sie empfand, und sie atmete durch den halb offenstehenden Mund, während ihre Augen einen starren Blick bekommen hatten.

»Ist er das?« fragte Suko.

Valerie nickte heftig.

»Als Sie die Wohnung verließen, lag er da auf dem Boden?« vergewisserte sich der Inspektor.

»Ja…«

Suko drehte sich wieder um. Wie war es möglich, daß der Tote an die Decke gelangte? Welche unheimlichen Kräfte leiteten ihn und bewegten die Leiche jetzt weiter?

Sie glitt ein wenig zur Seite. Dabei kratzte der Pfeil an der Decke entlang. In der Stille war dieses schleifende Geräusch besonders deutlich zu vernehmen, und Valerie Cramer merkte, wie etwas Kaltes über ihre Haut rieselte.

Suko überlegte eiskalt. Er hatte seine Überraschung schnell überwunden. Diese Leiche barg ein Geheimnis. Er mußte es herausfinden und wollte den Zombie, falls es einer war, deshalb nicht töten.

Suko ging einige Schritte vor und steuerte den Tisch an, der im Verhältnis gesehen recht günstig zu dem schwebenden Toten stand.

»Was haben Sie vor?« fragte Valerie. Sie war an der Tür stehen geblieben und ballte die Hände zu Fäusten, um so das Zittern zu unterdrücken, das sie zwangsläufig überfallen hatte.

»Ich möchte den Toten da wegholen.«

»Aber Sie können nicht…«

»Hält der Glastisch mein Gewicht aus?« fragte der Inspektor.

»Das müßte er.«

»Okay, dann versuche ich es mal.« Suko nickte, ging noch zwei Schritte und stieß sich ab. Er brauchte nur einen Satz, dann stand er auf der Platte, hob seine Arme und streckte auch seine Finger aus, um die Leiche zu fassen.

Es gelang ihm.

Sukos Finger krallten sich in der Kleidung des Toten fest. Schon jetzt spürte er die Gegenkraft, die von der schwebenden Leiche ausging. Sie war sehr schwer, jedenfalls schwerer, als der Inspektor angenommen hatte.

Suko war wirklich kein Schwächling. In diesem Fall jedoch hatte er Mühe, die Leiche von der Decke nach unten zu ziehen.

Die Leiche schien an der Decke zu kleben. Der Inspektor mußte sich sehr anstrengen, um sie überhaupt bewegen zu können. An den Füßen hielt er sie schließlich umklammert, setzte seine ganze ihm zur Verfügung stehende Kraft ein und schaffte es schließlich, den Körper nach unten zu ziehen, wobei dieser in eine senkrechte Stellung geriet und von den beiden Händen des Chinesen an den Fußgelenken gehalten wurde.

»Soll ich Ihnen helfen?« Valeries Stimme zitterte.

»Nein, lassen Sie mal!« antwortete Suko keuchend.

So schaute die junge Frau zu, wie Suko sich immer stärker mit dem Toten abquälte und sich bemühte, ihn zu Boden zu drücken.

Den Tisch hatte er inzwischen verlassen, stand nun auf dem Teppich und preßte die Leiche nach unten.

Er hatte Mühe, sie zu halten, drückte sein Knie gegen die Brust und starrte dem Toten aus kurzer Distanz in das dunkle Gesicht.

Der Mann hatte die gleichen hellen Augen wie der, den Suko bereits im Hof gesehen hatte. Im Tode waren sie seltsam verdreht, und der Pfeil ragte wie ein langes dünnes Horn mitten aus seiner Stirn.

Der Inspektor überlegte angestrengt, wie er die Leiche auf dem Boden halten konnte, denn sie würde, wenn er sie losließ, sicherlich wieder entschweben.

Eine verrückte, groteske und makabre Situation, in die er sich da hineinmanövriert hatte.

Plötzlich hatte er eine Idee. Vielleicht sollte er den Toten doch

loslassen und seinen Weg verfolgen. Hatte die Leiche möglicherweise ein Ziel, das sie erreichen wollte? Folgte sie unter Umständen einem nur für sie hörbaren Ruf?

Diese Möglichkeit bestand. Als Valerie Cramer mit zitternder Stimme fragte, was Suko zu tun gedenke, da erhielt sie die Antwort prompt. »Ich lasse die Leiche los!«

»Aber Sie…«

»Keine Panik, Mädchen, wir werden das Ding schon schaukeln.«

Suko drückte sich zurück, und kaum war der Tote »frei«, da glitt er bereits in die Höhe.

Wieder war das Ziel die Decke.

Suko war so weit zurückgegangen, daß er neben Valerie Cramer stand. Dort wartete er ab. Auf beiden Gesichtern zeigte sich die gleiche Spannung. Kaum hatte der Tote die Decke erreicht, da hörten Suko und die Frau das Lied.

»Zehn kleine Negerlein, die waren nur noch acht…« Die nächsten Worte verstanden sie nicht, weil sie zu einem Summen wurden, das irgendwann einmal verklang.

»Wie ist das möglich?« Valerie schluchzte auf. Von Suko konnte sie keine Antwort erwarten.

Der Inspektor stand da und verstand selbst nichts, obwohl er verzweifelt nach dem Sänger suchte.

Er sah ihn nicht.

Die Stimme war von allen Seiten auf sie eingedrungen, als hätte jemand Boxen aufgebaut, die aber nicht zu sehen waren.

»… da waren es nur noch acht«, hörten sie wieder, und im nächsten Augenblick fiel der Tote zu Boden.

Wie ein Stein raste er nach unten. Er krachte auf den Tisch, sein rechter Ellbogen hieb gegen die Glasplatte, die diesmal dem Druck nicht standhalten konnte. Sie zerbrach.

Zahlreiche Splitter blieben im Teppich stecken.

Suko lief sofort hin, ging neben dem Toten in die Knie und untersuchte ihn.

Seine Hände fuhren über das Gesicht, und er stellte fest, daß die Haut nicht so war wie vorhin. Sie hatte sich verhärtet, erinnerte ihn an ein Stück Holz.

Der Inspektor schaute auf den Pfeil. Er zögerte noch einen Augenblick, faßte zu und riß den Pfeil mit einem Ruck aus der Stirn.

Ein Schrei!

Nicht laut, nicht leise, mehr ein Würgen und Ächzen, drang aus dem Mund des Toten. Dann zuckte sein Körper, er schüttelte sich, und Valerie Cramer stand da, wie vom Blitzschlag getroffen. Sie konnte kaum fassen, was sie mit eigenen Augen sah, doch es gab keinen Zweifel.

Die Leiche lebte wieder!
Vor Suko lag ein Zombie.
Allerdings nicht lange. Bevor der Inspektor Gegenmaßnahmen ergreifen konnte, änderte sich das Bild.
Mit einer heftigen Drehbewegung rollte sich der Zombie auf die Seite, hob für einen Moment den Kopf und hämmerte ihn dann wieder nach unten. Seine Stirn traf den Boden.
Es war ein dumpfes Geräusch, das in ein Brechen und Knirschen überging, so daß selbst Suko das Gesicht verzog. Er und auch Valerie Cramer schauten zu, wie der Kopf des Zombies zersplitterte, einige Teile abfielen und der Rest wie ein altes Stück Holz liegen blieb.
Das Ende des zweiten Schwarzen.
Nur noch acht kleine Negerlein, dachte Suko, räusperte sich und wandte sich an Valerie Cramer.
Sie konnte nicht sprechen. Diese Frau hatte etwas erlebt, das einfach nicht in ihren Kopf wollte. Sie war innerhalb weniger Minuten mit einer unheimlichen Magie konfrontiert worden und konnte dies einfach nicht fassen.
Suko ließ sie in Ruhe. So dauerte es eine Weile, bis sie sich wieder gefangen hatte.
»Ist er… ist er jetzt tot?« hauchte sie.
»Es scheint so.«
»Aber wie ist das möglich?«
Eine gute Frage, wie Suko zugeben mußte. Doch auch er wußte keine Antwort. Er hatte keine Ahnung, wo die Lösung des Rätsels lag und wo er anfangen sollte zu suchen.
Vielleicht hier im Penthouse!
Dieser Gedanke erschien ihm nicht so abwegig. Unter Umständen konnte ihm Valerie mehr über die Wohnung sagen, schließlich hatte sie sie gemietet.
Der Inspektor legte eine Hand auf die Schulter der Frau und führte sie dorthin, wo die Flaschen auf der Anrichte standen. »Am besten wird es sein, wenn Sie einen Schluck trinken«, sagte er. »Das beruhigt die Nerven ein wenig.«
Sie nickte und ließ alles willenlos mit sich geschehen. Gläser sah Suko ebenfalls. Er schenkte Valerie einen Whisky ein. Nicht sehr viel, aber der Alkohol tat in diesem Fall seine Wirkung. Farbe kehrte in ihr Gesicht zurück, nachdem sie das Glas geleert hatte.
»Sie haben den Schrecken selbst erlebt«, sagte Suko. »Man sucht natürlich nach Erklärungen, doch es ist schwer, welche zu finden. Ich möchte Sie bitten, mir dabei zu helfen.«
»Ich?« Valerie lächelte verzerrt. »Was kann ich denn da schon groß tun?«
»Zumindest einige Fragen beantworten.«

»Welche?«
»Sie drehen sich um das Penthouse. Aber nicht allein darum.«
Suko begann damit, im Zimmer auf- und abzuwandern. »Meiner Ansicht nach muß dieses Haus verseucht sein. Magisch verseucht, wenn Sie verstehen.«
»In etwa…«
»Gut, dann können wir fortfahren. Wie lange wohnen Sie bereits hier?«
»Einige Wochen.«
»Und wer hat vor Ihnen hier gelebt?«
»Das sagte ich doch. Schwarze.«
»Die Sie nicht kannten.«
Valerie Cramer hob die Schultern. »Was heißt kannten? Ich habe den Vormieter mal gesehen.«
»War es nur einer? Sie sprachen vorhin von mehreren. Wenigstens habe ich es so verstanden.«
»Ja und nein. Es gab einen Vormieter, aber der hat oft Besuch gehabt. Ich habe dieses Haus zweimal besichtigt, und da sah ich eben die Besucher des Mannes.«
»Können Sie sich noch an den Namen des Mannes erinnern?«
Valerie atmete stark aus. »Schwer«, murmelte sie. »Es ist schon eine Weile her.«
»Hatte er einen englischen Namen?«
»Möglich.«
Suko lächelte. »Lassen Sie sich ruhig Zeit. Sonst erkundige ich mich bei der Polizei, wenn Ihnen nichts einfällt.«
»Weiß die denn über ihn Bescheid?«
»Das ist anzunehmen, hat aber mit unserem Fall hier überhaupt nichts zu tun.«
»Na denn…« Sie dachte weiter nach. Hin und wieder warf sie einen scheuen Blick auf den Toten und schüttelte sich jedes mal.
Dann hellte sich ihr Gesicht auf. »Ich hab's!« rief sie beinahe fröhlich. »Der Mann hieß Shokasta.«
»Nie gehört«, kommentierte Suko. »Klingt wenig englisch, meinen Sie nicht auch?«
»Schon, wo Sie es jetzt sagen.«
»Einen Vornamen kennen Sie nicht?«
»Nein, nur eben Shokasta.«
»Und mit ihm haben Sie gesprochen?«
Valerie hob die Schultern. »Das mußte ich ja zwangsläufig.«
»Ist Ihnen an ihm etwas aufgefallen? Ich meine, an seiner Person oder seinem Umgang?«
»Etwas seltsam waren die schon«, erzählte sie. »Auch kein Wunder, die stammen nicht aus Europa. In der Wohnung hier sah es anders

aus. Keine richtigen Sitzgelegenheiten, wie wir sie kennen, sondern Matten auf dem Boden. Überall Figuren, Masken und was weiß ich nicht alles. Auf jeden Fall ein sehr seltsames Zeug. Für mich fremd, für die Wohnungsmieter natürlich nicht.«

»Es ist logisch«, sagte Suko, »daß die Afrikaner etwas aus ihrer Heimat mit nach London bringen. Aber davon einmal abgesehen – dieser Shokasta, hat er sich vielleicht ungewöhnlich benommen?«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Ist Ihnen an ihm etwas aufgefallen, was die anderen, die Sie hier kennen gelernt haben, nicht hatten?«

»Eigentlich nicht – oder?« Sie schaute Suko fragend an, legte die Stirn in Falten, und ein Lächeln zuckte über ihre Lippen.

»Ich weiß es nicht.«

Sie ging zwei Schritte vor. »Darf ich vielleicht mal den Pfeil sehen, Inspektor?«

»Bitte.«

Bevor sie ihn nahm, wischte sie sich die Tränen aus den Augen.

Dann schaute sie ihn sich genau an. Dabei nickte sie. »Ja, so ähnlich hat der Gegenstand ausgesehen, den Shokasta immer am Gürtel trug.«

»Wie das?«

»Er lief nicht immer wie ein Europäer gekleidet herum. Manchmal war er afrikanisch gekleidet, trug einen Umhang oder etwas Ähnliches. Jedenfalls hatte er immer so einen langen Stab bei sich.«

»Haben Sie ihn mal danach gefragt?«

Valerie hob beide Hände. »Wo denken Sie hin? Ich war immer froh, wenn ich weg konnte. Vor seinen Blicken bekam ich regelmäßig Angst. Der schien mich hypnotisieren zu wollen. Er starrte mich an, und seine Freunde taten dies ebenso.«

»Wo ist er denn hingezogen?« wollte Suko wissen.

»Das hat er mir nicht gesagt.« Die Antwort kam spontan. »Es interessierte mich auch nicht. Ich wollte nur das Penthouse. Der vorherige Mieter war mir völlig egal.«

»Ist ja verständlich.« Suko lächelte.

»Sie können ja mal im Telefonbuch nachschauen«, schlug Valerie vor.

»Die Idee ist gut. Wobei ich allerdings nicht glaube, daß dieser Mann telefonisch erreichbar ist.« Suko räusperte sich. »Wichtig sind Sie jetzt, Valerie.«

»Wieso ich?« Ihr Blick wurde staunend.

»Sie müssen aus diesem Haus verschwinden. Packen Sie das Nötigste zusammen und ziehen Sie für ein paar Tage in ein Hotel oder zu einer Bekannten, wenn es geht.«

»Hotel.«

»Gut, dann packen Sie.«

Valerie verschwand im Schlafzimmer, und Suko blieb mit dem

seltsamen Toten allein. Noch immer hatte er nicht herausgefunden, wie und weshalb dieser Mann ums Leben gekommen war. Es mußte eine ihm völlig fremde Magie dahinterstecken.

Aus dem Schlafraum vernahm Suko Geräusche. Keine gefährlichen, völlig normale, die darauf hindeuteten, daß Valerie dabei war, einige Sachen zu packen.

Suko dachte daran, wie es gewesen war, als er dem ersten Schwarzen gegenüberstand.

Das Mädchen, das dieser hatte angreifen wollen, hatte er nicht mehr gesehen. Der Schwarze war geholt worden. Aus dem Gully war etwas gekrochen, eine dunkle Hand, die vielleicht zu einem unheimlichen dämonischen Wesen gehörte.

Ob das Shokasta war oder in einem unmittelbaren Zusammenhang mit ihm gestanden hatte?

Fragen über Fragen. Zudem mußte auch John Sinclair allmählich ankommen. Wenn Suko es recht bedachte, war der Geisterjäger längst überfällig. Kurzentschlossen rief er Shao an.

»John müßte doch schon längst bei dir sein«, erwiderte Sukos Freundin erstaunt.

»Ist er aber nicht.«

»Da wird doch nichts passiert sein?«

»Hoffentlich nicht.«

»Und wie ist es bei dir?«

»Es geht so.«

»Du kommst nicht zurecht? Gib acht, Suko, bitte…!«

»Klar, das werde ich. Wenn ich Zeit habe, melde ich mich wieder. Jetzt muß ich John suchen.« Der Inspektor legte auf. Seine Stirn zeigte Sorgenfalten. Irgendwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu, dessen war er sicher.

Das Telefon stand auf einem kleinen Bord. Es war an der Wand befestigt worden, der Suko seinen Rücken zudrehte. Und aus dieser Wand drang plötzlich das Verhängnis.

Alles ging lautlos. Der Inspektor merkte nichts davon, da er im Rücken keine Augen hatte. Als es zu spät war, wurde ihm erst bewußt, daß er sich hatte übertölpeln lassen, denn nicht nur aus dem Gully drang ein starker Arm, auch aus der Wand.

Hier waren es gleich zwei, die Suko in Höhe der Ellenbogen so hart umklammerten, daß er sich nicht rühren konnte…

***

Der Keller war feucht, vergammelt, verschimmelt und längst von den Bewohnern vergessen worden. Die meisten wußten überhaupt nicht, daß es ihn gab und daß auch ein Zugang zu ihm existierte.

Diejenigen, die ihn gefunden hatten, waren froh darüber, denn ein

idealeres Versteck mitten in der Stadt konnten sie gar nicht finden.

Im Halbkreis hatten sie sich hingehockt. Acht dunkelhäutige Gestalten mit leuchtenden, weißen Augen. Elektrisches Licht brauchten sie nicht, der Ring aus Kerzen reichte aus, um dem Keller genügend Helligkeit zu geben und *ihn* zu erkennen.

Ihn oder er, das war der große Meister, die Person, um die sich alles drehte.

Shokasta!

Ein Gebirge von Mann. Gleichzeitig mit einer fetten schwarzen Qualle zu vergleichen. Auf dem massigen Oberkörper saß ein im Verhältnis dazu kleiner Kopf. Wie eine blanke Kugel wirkte er, denn Shokasta hatte kein einziges Haar auf dem Schädel. Sein Gesicht wirkte flach, als hätte jemand seine Handfläche dagegen geschlagen. Die Oberarme hatten gewaltigen Rundungen, die schon an Autoreifen erinnerten, und am Kinn wabbelte das Fett. Sein Oberkörper war fast nackt. Nur ein rotes, kunstvoll geschlungenes Tuch hatte er um die Hüften gewickelt, ansonsten glänzte die schwarze Haut, als wäre sie mit Fett eingerieben worden.

Für viele ein Gott, ein Dämon, obwohl Shokasta wie ein Mensch aussah. Aber auch Menschen können zu Dämonen werden und umgekehrt, je nachdem, wie sie sich mit der Magie identifizierten.

Als schwarzer Teufel war er verehrt worden, nachdem er aus seiner Heimat Uganda geflüchtet war, um in London ein Terror-Netz aufzubauen. Sein Vorbild war kein Idi Amin gewesen, sondern der Dämon Shokasta. Als dieses Wesen ihm begegnete, war er noch ein Kind gewesen, doch diese Begegnung hatte ihn geprägt. Seit dieser Zeit waren Shokasta und er ein- und dieselbe Person.

Aus seiner Heimat hatte er die Männer um sich versammelt, damit sie ihm dienten, und sie waren ihm hörig, denn er besaß die Macht. Sie konzentrierte sich in dem Zauberfetisch, den er am Gürtel trug. Einen schwarzen armdicken Stab mit zahlreichen Federn geschmückt, die dem Gefieder der afrikanischen Höllenvögel entrissen worden waren. In jeder Feder steckte eine gewisse Kraft, die Menschen völlig verändern konnte. Wer mit diesen Federn in Berührung kam, wurde zu Shokastas Diener und mußte ihm gehorchen, ob er wollte oder nicht.

Zwei wollten nicht.

Shokasta hatte sie getötet, obwohl er selbst keine Hand angelegt hatte.

Und einen dritten hatte er umbringen lassen. Craig Midland, den Hausmeister. Dieser Mann hatte als einziger innerhalb des Gebäudes bemerkt, daß etwas nicht stimmte und Dinge in Gang gesetzt worden waren, die gefährlich werden konnten.

Und er hatte es verraten, denn es waren Männer gekommen, die mit

dem Spuk aufräumen wollten.

Das konnte Shokasta nicht zulassen.

Denn er war das Haus auf dem Dach, und das Dach war er. Shokastas Geist lebte dort, während er selbst hier unten im Keller saß und durch Gedankenkraft seine Befehle gab. Er spielte mit seinen Dienern, ließ sie sterben oder leben. Shokasta gab ihm die Macht dazu.

Shokasta war überall. Sein Geist durchdrang die Mauer, er hatte Flügel bekommen, um in jeden Spalt und in jede Ritze einzufließen.

Das wußten die acht Diener. Sie hatten erlebt, wie es denjenigen erging, die Shokasta zuerst Treue schworen, um dann abzuspringen. Sie wurden brutal vernichtet, und die Stimme des bösen Geistes imitierte ein altes Kinderlied.

Die restlichen acht Diener saßen in einem Halbkreis vor ihrem Meister. Unverwandt waren ihre hellen Augen auf die mächtige Gestalt gerichtet. Die Blicke klebten förmlich an dem Mund mit den dicken Lippen, und sie forschten nach einer Regung im Gesicht des Götzen.

Früher hatten sie den offenen Terror verbreiten wollen, heute aber waren die Zeiten andere. Doch der Terror war nicht zurückgenommen worden, er spielte sich nur auf einer anderen Ebene ab.

Shokasta sorgte dafür.

»Feinde sind da«, sagte er plötzlich, legte seine schwere Pranke auf den Fetisch und streichelte mit seinen dicken Fingern die Federn. »Ihr werdet die Feinde vernichten.«

Die acht Diener horchten auf. »Ja, Herr«, sagten sie im Chor. »Wir werden alle töten.«

Ein heftiges Zucken durchlief die Gestalt des Shokasta. Sekundenlang geriet der Speck in Bewegung, dann beruhigte er sich wieder, und kaum hörbare Worte drangen aus dem Mund des menschlichen Ungeheuers. »Einer ist oben unter dem Dach«, hauchte er. »Ich spüre ihn. Ich merke, daß er mich sucht, und er gibt nicht auf. Er will nicht aufgeben, er will den Sieg, aber er ist dem Tod geweiht. Mir gehört das Haus oben, ich bin das Haus, in den Wänden wohne und lebe ich. Überall bin ich vertreten, er hat es gemerkt. Jetzt…« Weit riß Shokasta sein Maul auf, und eine rosige Höhle entstand.

Schreie drangen hervor. Wilde, unkontrollierte Rufe, die durch den Kellerraum hallten und Shokastas Körper in einem wahren Beben erschütterten. Seine Diener bekamen Angst um ihn, denn so hatten sie ihn noch nie erlebt, und die Federn an seinem im Gürtel steckenden Fetisch sträubten sich.

Dann sackte er zusammen. Der Oberkörper fiel schwer nach vorn. Es sah so aus, als wollte er den breiten Stuhl, in dem Shokasta seinen Platz gefunden hatte, verlassen. So weit ging er allerdings nicht. Die schon aufgesprungenen Diener brauchten ihren Herrn nicht zu

stützen, er fing sich von allein, blieb jedoch in einer gebückten Haltung sitzen und hob nur den Kopf.

Von unten her schaute er seine Diener an, wobei er die Augen verdrehte, damit er jeden einzelnen ansehen konnte. »Ihr müßt gehen«, flüsterte er. »Nehmt die Waffen und tötet ihn. Kreist ihn ein. Laßt ihn nicht mehr entkommen, und kehrt erst zu mir zurück, wenn ihr mir seine Leiche bringt. Habt ihr gehört?«

Acht Diener bewegten stumm nickend ihre Köpfe. Sie hatten verstanden, machten auf der Stelle kehrt und gingen dorthin, wo sie ihre Waffen niedergelegt hatten.

Jeder nahm zwei Teile. Einen dünnen Köcher mit Pfeilen, dazu ein Blasrohr. Beide Dinge fanden ihren Platz an einem breiten Lederarmband, das jeder von ihnen trug.

Tödliche Waffen besaßen sie. Wer von den Pfeilen getroffen wurde, hatte keine Chance.

Er gehörte Shokasta!

Im Gegensatz zu ihrem Herrn und Meister trugen die Diener normale Kleidung. Sie wollten nicht auffallen, verließen den feuchten Raum durch einen niedrigen Eingang und standen schon bald vor einer Leiter, die in die Höhe führte.

Wenig später hatten sie den normalen Teil des Kellers erreicht.

Und wiederum einige Sekunden danach hatten sie sich getrennt und begannen damit, sich im Haus zu verteilen.

Die Menschenjagd konnte beginnen!

***

Ich war einen Schritt zurückgetreten. Mit diesem schrecklichen Anblick hätte ich nicht gerechnet. Er hatte mich tief bis in den Nerv getroffen. Wie konnten Menschen nur so grausam sein!

Menschen?

Fast hätte ich bitter aufgelacht. Nein, das waren keine Menschen, die für so eine schlimme Tat die Verantwortung trugen. Dies hatten Dämonen auf dem Kerbholz! Eine andere Lösung kam nicht in Betracht.

Ich möchte auf eine Beschreibung des Toten verzichten. Die Tat an sich war schon schlimm genug, und der Mann mußte alle Höllen durchlitten haben, die man nur durchleiden konnte, bevor er schließlich gestorben war.

Eine nächste Frage schloß sich an. Hatte Craig allein in der Wohnung gelebt, oder war es den Dämonen gelungen, weitere Mitglieder seiner Familie zu töten?

Dieser Gedanke machte mir Angst. Ich holte tief Luft, drehte dem Toten den Rücken zu, zog meine Beretta und ging den schmalen Flur entlang, bis ich eine Tür erreichte, die nur angelehnt war. Mit dem

rechten Fuß wuchtete ich sie auf.
Ich schaute in einen Wohnraum. Eine Stehlampe brannte dort.
Ein Teil ihres Lichts wurde durch einen gelben Pergamentschirm gefiltert, so daß das Zimmer nicht eben in strahlende Helligkeit getaucht war. Ich sah es leer. Niemand hielt sich dort auf. Keine Frau, kein Kind. Dies beruhigte mich einigermaßen.
Ich wollte auch die anderen Räume absuchen, entdeckte ein Schlafzimmer, in dem nur ein Bett stand und an das sich ein winziges Bad mit einer Sitzbadewanne anschloss. Nirgendwo sah ich Anzeichen dafür, daß eine Frau hier Hand angelegt hatte.
Craig Midland mußte allein gelebt haben. Mir fiel ein Stein vom Herzen.
In der Küche fand ich einen Einbauschrank. Da hatte der Hausmeister sein Werkzeug untergebracht. Als ich die Tür wieder geschlossen hatte, vernahm ich ein Geräusch.
Sofort spannte ich mich.
Das Geräusch war nicht in meiner Nähe aufgeklungen, sondern weiter hinten, wo sich die schmale Diele befand und damit die Eingangstür. Ich versuchte mich zu erinnern, während ich mich mit zwei lautlosen Schritten der Küchentür näherte und neben ihr sicherheitshalber stehen blieb. Wie war das noch gewesen?
Ein Fall oder ein gedämpfter Schlag. So ungefähr hatte es sich angehört. Im nächsten Augenblick vernahm ich lärmende Stimmen.
Im Hausflur dröhnten sie auf, und diese Stimmen wurden von den harten Klängen der Rockmusik fast noch übertönt.
Da schienen einige junge Leute nach Hause gekommen zu sein und hauten heftig auf den Putz.
Rasch verließ ich die Küche, gelangte aber nicht in den Korridor, sondern in den Wohnraum.
Ihn durchquerte ich und hörte Musik und Stimmen leiser, ein Zeichen, daß sich die jungen Leute verzogen. Zum Glück waren sie nicht auf die Idee gekommen, in die Wohnung des Hausmeisters zu schauen. Es hätte schlimme Folgen haben können.
Ich wollte warten, bis sie endgültig verschwunden waren, und dann erst die Wohnung verlassen, um mich auf die Suche nach den Mördern des Hausmeisters zu begeben.
Dieser Plan blieb Theorie, denn urplötzlich flog durch einen heftigen Stoß die Tür zum Wohnraum auf.
Ein Mann stand auf der Schwelle.
Ein Schwarzer. Helle Augen sah ich in dem dunklen Gesicht. Für mich leuchteten sie gefährlich.
Weitaus gefährlicher aber war die Waffe, die er in der Hand und gegen den Mund gepreßt hielt.
Ein Blasrohr!

Im nächsten Augenblick zischte der Pfeil auf mich zu!

Ein Panther hätte nicht besser wegtauchen oder ausweichen können als ich. Der geflügelte Tod befand sich auf der Reise, und wenn er mich erwischte, erging es mir ähnlich wie dem Schwarzen, den ich im Hof hatte liegen sehen.

Wohin der Pfeil flog, sah ich nicht, auf jeden Fall wurde ich nicht getroffen.

Als ich zu Boden krachte und mich abrollte, sah ich zu, daß ich meinen Blick nicht von der Tür nahm. Ich wollte den Gegner sehen, der jetzt mit einem gewaltigen Sprung in das Zimmer flog, nach rechts auswich, blitzschnell war und dabei sein Blasrohr mit einem neuen Pfeil nachlud.

Auch ich war nicht gerade langsam. Die Pistole wollte ich nicht nehmen, mein Kreuz sollte die Sache erledigen. Wenn er ein Dämon war, mußte es reagieren.

Während er seine Hand hochhob, hatte ich bereits die Kette über den Kopf gestreift, hielt das Kreuz in der Hand und schleuderte es ihm entgegen.

Im ersten Augenblick sah es aus, als wollte er noch zur Seite springen, doch das Laden des Blasrohrs nahm zuviel Zeit in Anspruch, und er kam nicht richtig weg.

Mein Kreuz traf!

Silber hat sein Gewicht, es ist schwer. Es schlug ihm das Blasrohr aus der Hand. Das Kreuz bekam er ins Gesicht.

Ein kurzer, abgehackter Schrei gellte mir entgegen. Es gelang ihm sogar noch in einer Reflexbewegung, das Kreuz aufzufangen, dann verlor er die Balance und kippte zu Boden.

Wie im Krampf hielt er meine Waffe fest, und dies war sein Verderben.

Er begann fürchterlich zu schreien. Dazwischen hörte ich dumpfe Laute, und als ich näher kam, sah ich, was geschehen war.

Der rechte Arm schien sich selbständig gemacht zu haben. Aus der Faust schaute das Kreuz, und ich sah, wie der Arm nach oben zuckte und wieder zu Boden schlug.

Dies in Sekundenschnelle. Er hackte auf den Teppich, zuckte wieder hoch, schlug abermals nach unten und veränderte sich dabei. An einen Angriff dachte der Schwarze nicht mehr. Die Magie meines Kreuzes hatte ihn zusehends geschwächt.

Auch der Kopf kam hoch. Es sah so aus, als wollte mich der Mann anspringen, dann fiel er zurück, blieb auf dem Rücken liegen, und die Schläge hörten sich dumpfer an als vorhin.

Dafür hatte ich eine Erklärung. Meiner Ansicht nach mußte sich der Arm verändert haben. Er war nicht mehr menschlich, sondern war zu einem leblosen Gegenstand geworden.

Der Schwarze riß den Mund so weit auf, daß fast sein Unterkiefer ausgerenkt wurde. Ich schaute in die rosafarbene Höhle und hörte ihn sprechen.

»Shokasta!« gurgelte er. »Shokasta läßt mich sterben. Er läßt mich sterben…«

»Wer ist Shokasta?«

»Der Meister.«

»Wo ist er?«

»Überall…«

»Das geht nicht. Sag mir den Platz!« forderte ich ihn auf. Die Zeit drängte, denn ich merkte, daß es mit ihm allmählich zu Ende ging.

»Das Haus ist Shokasta. Sein Geist, seine Gedanken, sein Wille… ich … ich habe versagt. Deshalb läßt er mich sterben. Er läßt alle sterben, die versagt haben. Der Fetisch raubte mir die Seele und die Säfte aus dem Körper. Er macht alles, er ist Shokastas Machtinstrument. Er wird mich in die Hölle …«

Das Wort Hölle war das letzte, was ich aus dem Mund des Mannes vernahm. Es sei denn, ich zählte noch einen Satz hinzu.

»… da waren es nur noch sieben …«, hauchte er, hob seinen Kopf noch mal an und ließ ihn zurückfallen. Der Laut, der da entstand, als der Hinterkopf auf den Teppich schlug, hatte einen dumpfen Klang.

Ich dachte an die letzten Worte des Mannes. Shokasta hatte ihm nicht nur die Seele geraubt, sondern auch die Säfte.

Was hatte er damit gemeint? War sein Körper ausgetrocknet? Ich fühlte nach.

In der Tat merkte ich es unter meinen Fingerspitzen. Das war keine normale Haut, sondern ein holziges Gewebe, hart und widerstandsfähig.

Die weißen Augen in dem Gesicht wirkten auf mich wie zwei helle, jetzt tote Kugeln.

Ich nahm ihm das Blasrohr aus der Hand und schaute es mir an.

Es war ein dünnes Rohr und bestand aus sehr widerstandsfähigem Bambus. Mit zwei Fingern zupfte ich einen Pfeil aus dem Köcher.

Schwarze Federn hatte auch dieser Pfeil. Mit Daumen und Zeigefinger strich ich darüber. Irgendwie stellte ich ein Kribbeln fest, das seinen Ursprung innerhalb der Federn hatte.

Magie!

Eine andere Erklärung gab es für mich nicht. Diese Federn waren magisch aufgeladen. Vielleicht stellten sie sogar die Verbindung zwischen diesem geheimnisvollen Shokasta und seinen Dienern her.

Möglich war auf jeden Fall alles.

Aber wer war dieser Shokasta? Und vor allen Dingen, wo hielt er sich versteckt?

Zehn Etagen hatte das Haus. Hinzu kam sicherlich ein Keller.

Und in den Etagen befanden sich mehrere Wohnungen. Wenn ich die nur überschlug und durchsuchen wollte, würde verdammt viel Zeit draufgehen. Zwangsläufig fiel mir das Lied von den kleinen Negerlein ein.

… da waren es nur noch sieben, hatte er gesungen!

Zehn minus drei!

Also konnte ich davon ausgehen und mich darauf einrichten, es mit so vielen Gegnern zu tun zu haben, die sich wahrscheinlich im Haus versteckt hielten und hier natürlich alle Möglichkeiten hatten, sich Geiseln zu nehmen, sollte es eine große Auseinandersetzung geben. Davor fürchtete ich mich. Ich dachte an die Menschen, die von alledem nichts ahnten.

Und ich dachte auch an Suko. Bisher hatte ich, ihn noch nicht zu Gesicht bekommen, doch ich war sicher, daß er sich innerhalb dieses Gebäudes aufhielt.

Nur mußte ich ihn finden. Wenn ich das geschafft hatte, sah das Verhältnis schon besser aus.

In der Wohnung des Hausmeisters war es wieder still geworden.

Es hatte keinen Sinn, Chiefinspektor Tanner zu alarmieren. Er würde alles durcheinanderbringen, und das konnte ich jetzt nicht gebrauchen. Ich mußte Ruhe haben, um sicher agieren zu können.

Fast lautlos schritt ich durch die Diele. Da mich einer aufgespürt hatte, wußten unter Umständen auch die anderen, wo ich steckte.

Die Wohnungstür war nicht ganz ins Schloß gefallen. Ich blieb vor dem Spalt stehen und schaute nach draußen, weil ich im Flur Schritte gehört hatte. Ein Mann hatte das Haus betreten und lief auf die beiden Fahrstuhltüren zu. Ich sah ihn nur von hinten. Er trug eine dunkle Hose, ein helles Hemd und eine rote Weste darüber.

Sein kurzgeschnittenes Haar war leicht angegraut und im Nacken so lang gehalten, daß es den Kragen berührte.

Wahrscheinlich ein Mieter, der zu seiner Wohnung fahren wollte.

Wenig später war er im Fahrstuhl unterwegs. Ich vernahm das summende Geräusch, als die Kabine nach oben fuhr.

Noch immer ging mir der Anblick des toten Hausmeisters unter die Haut. Die andere Seite setzte alle Mittel ein. Sie schreckte vor nichts zurück. Sie war grausam, brutal, und sie ging konsequent den Weg, um ihr Ziel zu erreichen.

Die andere Seite setzte ich gleich mit dem Namen oder Begriff Shokasta! Ihn mußte ich haben.

Nach einem nächsten Blick durch den Türspalt verbreiterte ich ihn und schob mich in den Hausflur. Im ersten Augenblick fühlte ich mich ziemlich verloren, wie ich da mutterseelenallein stand. Ich wußte nicht, wo ich den Hebel ansetzen sollte. Sicher war nur, daß sieben weitere Gegner Jagd auf mich machen würden.

Shokasta ist das Haus. Sein Geist lauert überall. So ähnlich hatte der letzte gesprochen.

Wo konnte er stecken?

Unter dem Dach ebenso wie im Keller oder in den anderen Räumen und Wohnungen.

Keller war natürlich nicht schlecht. Wie oft hatte ich schon erlebt, daß sich Dämonen oder deren Diener dort aufhalten, wo die Räume am finstersten sind.

Links von mir lag der Gang, der an den Fahrstühlen vorbeiführte.

Ihn schritt ich entlang. Dabei ging ich nur auf Zehenspitzen, ich wollte nicht unbedingt gehört werden.

Das Licht reichte nicht aus, um den Gang in seiner gesamten Länge zu erhellen. An seinem Ende verschwand er im diffusen Dämmerlicht. Und von dort hörte ich die Stimme.

»Sieben kleine Negerlein machen auf dich Jagd…«

Ich blieb stehen. Diesmal waren die Worte nicht gesungen, sondern gesprochen worden. Von einer Stimme, die ich noch nie in meinem Leben gehört hatte.

War es Shokastas Stimme?

»Hörst du mich?«

»Ja«, erwiderte ich rau.

»Gut, dann laß dir sagen, daß du den nächsten Tag nicht mehr erleben wirst, denn sieben kleine Negerlein machen auf dich Jagd…«

»Du nicht?« unterbrach ich ihn.

Dafür hörte ich sein Lachen. »Ich? Denk daran, daß du einen Film erlebst. Ich bin der Regisseur. Ich sitze wie eine Spinne im Netz und beobachte alles. Ich führe meine Puppen, ich lasse sie agieren, ich lasse sie reagieren. Ich sorge dafür, daß Shokasta weiterlebt.«

»Und du bist Shokasta?«

»Ja, das bin ich.«

»Dann zeige dich!«

»Nein, nimm einfach hin, daß ich existiere.«

»Bist du zu feige, gegen mich anzutreten?« rief ich in den Flur hinein.

»Nicht feige. Vielleicht treffen wir einmal aufeinander. Aber wenn ich es will.«

»Ich besuche dich gern, Shokasta«, hielt ich ihm entgegen. »Sag mir, wo ich dich finden kann.«

»Überall. Mein Geist befindet sich in diesem Haus. In jedem Stein, in jeder Spalte, in jeder Pore. Dies ist mein Platz, mein Revier. Von hier aus werde ich alles kontrollieren. Auch dich und andere Feinde.«

Als er die letzten beiden Worte sagte, dachte ich sofort an Suko.

»Wer sind denn die anderen Feinde?«

»Es gibt hier noch jemanden, der ebenso schlau sein wollte wie du. Und dieser Jemand befindet sich ebenfalls hier im Haus.«

»Ich kenne ihn, es ist ein Chinese!«
»Ja und nein.«
»Wieso?«
»Ein toter Chinese, hättest du sagen müssen«, erwiderte Shokasta, und sein Lachen gellte mir entgegen…

***

Der Angriff war für Suko so überraschend erfolgt, daß es ihm nicht gelang, sich aus dem Griff zu befreien. Seine Arme wurden hart umklammert, festgehalten, und er wurde mit Macht gegen die Wand gedrückt. Als besonders schlimm empfand er die Tatsache, daß er sich nicht rühren konnte. Zwar gelang es ihm, die Beine zu bewegen, das allerdings nutzte ihm nicht viel. Damit konnte er sich kaum wehren, denn er brauchte seine Arme, um kämpfen zu können.
Und die klemmten fest.
Aus der Wand war das Unheil gekrochen. Zwei starke schwarze Arme, wie er einen bereits aus dem Gully hatte kriechen sehen. Der Schwarze war diesem Arm nicht entgangen, und Sukos Chancen sanken ebenfalls, sich aus dem doppelten Griff zu befreien, so sehr er sich auch anstrengte und seinen Körper nach vorn drückte.
Das Gesicht des Chinesen verzerrte sich. Unter der Haut pochte das Blut. Er setzte seine Kräfte ein. Die Adern traten dick hervor und bildeten auf der Stirn ein Muster.
Suko hatte den Mund weit geöffnet, um die Luft einzusaugen, und es gelang ihm auch, den Kopf und die obere Hälfte seines Oberkörpers nach vorn zu drücken.
Das war alles.
An seine Waffen kam er nicht heran! Suko konnte zwar die Hände bewegen, doch nicht so weit umknicken, daß er mit den Fingern die Beretta oder die Dämonenpeitsche hervorholen konnte.
Er steckte fest.
Und der Druck nahm zu.
Der Hemdstoff setzte so gut wie keinen Widerstand entgegen.
Die Haut an Sukos Armen litt. Er spürte die Schmerzen, die ständig zunahmen, und er fragte sich verzweifelt, wie er sich aus dieser Situation je wieder befreien sollte.
Aus eigener Kraft nicht.
Da war noch Valerie Cramer. Sie befand sich weiterhin im Schlafraum und packte ihre Sachen. Sie wollte Suko rufen, und er schrie den Namen der Frau.
»Bitte kommen Sie!« setzte er noch hinzu. »Schnell…«
Die Geräusche verstummten. Valerie Cramer mußte sein Rufen gehört haben. Würde sie auch entsprechend reagieren?
Suko schaute nach unten. Er schielte auf die beiden Klauen, die wie

hölzerne, mit Öl eingeschmierte Zangen wirkten und ihn nicht mehr loslassen wollten.

»Miss Cramer!«

Endlich wurde die Tür aufgestoßen.

Suko hörte das Geräusch, drehte seinen Kopf und schaute nach rechts.

Dort stand Valerie.

Sie hatte die Augen weit geöffnet, blickte in den Wohnraum und sah den Chinesen dicht an der Wand stehen.

»Kommen Sie, schnell…«

»Aber was ist…«

»Kein aber!« stöhnte Suko. »Bitte…«

Erst jetzt schien sie begriffen zu haben, wie schlecht es dem Inspektor ging. Sie sah einen sich windenden und gequälten Suko, dem es nicht möglich war, sich aus dem Griff der beiden schwarzen Klauen zu befreien, die aus der Wand des Zimmers gekrochen waren und ihn eisern festhielten.

Suko ging es wirklich schlecht. Sein gesamter Kreislauf war durcheinandergeraten. Dieser mörderische Druck an seinen Armen sperrte einen Teil der Blutzufuhr, und Suko hatte bereits leichte Sehstörungen. Er hatte Mühe, die Dinge noch alle richtig einzuordnen, und deshalb mußte sich Valerie beeilen, bevor es zu spät war.

»Kommen Sie näher!« keuchte der Chinese, der sich wand und drehte wie ein Wurm, ohne allerdings eine Chance zu haben, dem Klammergriff zu entkommen.

Die Frau zögerte. Auf ihrem Gesicht zeichnete sich Unsicherheit ab.

»Bitte!«

»Was… was soll ich denn tun?«

Suko holte tief Luft. Sein Gesicht verzerrte sich dabei. »Die Peitsche! Nehmen Sie um Himmels willen die Peitsche aus meinem Gürtel. Tun Sie mir den Gefallen…!« Der Inspektor sah die Frau nicht mehr völlig klar. Ihre Gestalt verschwamm vor seinen Augen, und er hoffte inständig, daß Valerie Cramer begriffen hatte.

»Nehmen Sie!«

Jetzt ging sie vor. Sie streckte ihre Hand aus, packte den Griff und zog die Dämonenpeitsche aus Sukos Gürtel. Sie starrte die Waffe an wie einen Gegenstand, den sie zwar in der Hand hielt, jedoch nicht wußte, was sie damit anstellen sollte.

»Schlagen Sie einmal einen Kreis!« keuchte Suko.

»Wie?«

»Mein Gott, so…«

Da hatte Valerie Cramer begriffen. Sie schlug einen Kreis über den Boden, und die Öffnung der Dämonenpeitsche zeigte dabei nach unten. Drei Riemen rutschten hervor.

Endlich!
»Und jetzt schlagen Sie zu!« preßte Suko hervor. »Schlagen Sie auf die Arme. Sofort!«
Zum Glück hatte Valerie Cramer ihre erste Angst und auch den Schock überwunden. Sie wußte, worauf es ankam, und sie zögerte nicht länger. Zwar beherrschte sie die Peitsche nicht so gut wie Suko, aber sie wußte genau, was sie zu tun hatte.
Sehr hart schlug sie zu.
Von einem der drei Riemen wurde Suko getroffen, während die beiden anderen an seinem Körper vorbeiglitten – und gegen eine völlig normale Wand klatschten.
Die Arme waren verschwunden!
Dies alles geschah innerhalb einer Sekunde. Sukos Gegner mußte die Kraft der Dämonenpeitsche gespürt haben und hatte dementsprechend schnell gehandelt.
Während die Peitsche gegen die leere Wand klatschte, befand sich der Chinese bereits auf dem Weg. Er kippte nach vorn und hatte nicht mehr die Kraft, seine Hände auszustrecken, um den Fall zu bremsen.
Hart schlug er auf den Teppich!
Der Schlag erschütterte ihn. Die Wellen pflanzten sich fort. In seinem Kopf dröhnte es. Suko spürte einen bissigen Schmerz in der Nase, und wenig später strömte Blut hervor, das im Teppich versickerte.
Der Inspektor hatte zahlreiche Kämpfe hinter sich, doch selten hatte er sich so matt gefühlt wie in diesen Augenblicken. Er lag auf dem Bauch und rührte sich nicht.
Sein Schädel schien nicht nur außen von einer dumpfen Nebelwolke umhüllt zu sein, die Schwaden hatten sich auch im Innern des Kopfes ausgebreitet, so daß ein klares Aufnahmevermögen nicht mehr vorhanden war. Suko mußte sich erst einmal regenerieren.
Dennoch hörte er das helle und schrille Geräusch.
»Da hat jemand geschellt!« Valerie stieß die Worte aus und wurde bleich. Sie wußte im Moment nicht, was sie tun sollte. Auch Suko konnte ihr keinen Rat geben, denn er hatte mit sich selbst genug zu tun.
»Soll ich öffnen?« Valerie Cramer hatte ihren Körper bereits gedreht und war auf dem Weg zur Tür.
»Tun Sie das…«
»Valerie!« vernahm die Frau eine laute Stimme. »Ich weiß, daß du da bist. Mach auf!«
Für einen Moment schien die Frau zu Eis zu werden. Sie kannte die Stimme, und sie war froh, sie zu hören, denn derjenige, der dort gesprochen hatte, war ihr Bruder Jack.
»Das ist Jack!« sagte sie auch. »Jack Cramer, mein Bruder. Ich werde jetzt öffnen…«

Suko hatte nichts dagegen. Verständlicherweise war die Frau ein wenig durcheinander, aber sie hatte ihm wahrscheinlich das Leben gerettet, denn Suko hatte keine Chance gesehen, sich aus den Klauen dieses Monsters zu befreien.

Nur allmählich erholte sich der Inspektor. In seinen Armen hatte er noch immer kein Gefühl. Jetzt, wo der Kreislauf wieder normal lief, schmerzten sie noch stark nach, und als er sie anwinkelte, um sich aufzustützen, da konnte er kaum seinen Oberkörper in die Höhe stemmen, denn er brach sofort wieder zusammen.

Suko zog die Füße an und robbte wie ein Rekrut weiter in die Mitte des Raumes, denn er wollte weg aus der unmittelbaren Nähe der Wand.

Ziemlich erschöpft blieb er liegen. Er versuchte durch Atemübungen, wieder die absolute Kontrolle über seinen Körper zu gewinnen, und das klappte allmählich besser.

Dann hörte er Schritte.

»Was ist denn los?« fragte eine Männerstimme. »Du bist so aufgelöst. Ist was passiert?«

»Ach, Jack, wenn ich dir das erklären soll.«

»Was denn?«

Die Schritte wurden lauter, und dieser Jack wollte noch etwas hinzufügen, als er, wie vor eine Mauer gerannt, stehenblieb, denn er hatte Suko entdeckt.

»Wer ist das denn?« hauchte er.

»Ein Inspektor von Scotland Yard«, erklärte Valerie.

»Hier in deiner Wohnung und auf dem Boden liegend?«

»So ist es!«

Jack Cramer schüttelte den Kopf. »Ich will dich ja nicht drängen, und es geht mich wahrscheinlich auch nichts an, aber was tut dieser Mann auf dem Teppich?«

»Ich ruhe mich aus«, erwiderte Suko.

»Seltsame Art, sich auszuruhen.« Cramer bückte sich und wollte die Dämonenpeitsche an sich nehmen, die Valerie hatte fallen lassen, doch Suko war dagegen.

»Lassen Sie das!« sagte er.

Cramers Hand zuckte zurück. Sein Blick verriet Staunen. Cramer schaute zu, wie es Suko gelang, sich allmählich hoch zuquälen und in einem Sessel seinen Platz zu finden.

Schwer hatte er sich hineinfallen lassen, legte die Arme auf die Lehnen und streckte die Beine aus. Er schaute den Mann an, der zu seiner roten Weste ein helles Hemd und eine dunkle Hose trug.

Eine gewisse Ähnlichkeit in den Gesichtszügen hatte er mit Valerie schon, und eigentlich war Suko über Jacks Auftauchen froh, denn er konnte seine Schwester mitnehmen.

»Kann ich wirklich keine Erklärung bekommen?« fragte er.

»Ich weiß ja selbst nicht viel«, antwortete Valerie.

»Und Sie?«

Suko war angesprochen worden. Dem Mann die Hintergründe offen legen wollte er jedoch nicht. Deshalb schüttelte er den Kopf.

»Es ist am besten, wenn Sie und Ihre Schwester dieses Penthouse verlassen. Bitte…«

»Ich sehe den Grund nicht!«

»Wir befinden uns in Gefahr«, sagte Valerie. »Ich habe meinen Koffer schon gepackt.«

»Koffer?«

»Ja.« Sie nickte heftig. »Jack, wir müssen weg. Dieses verdammte Haus ist verseucht.«

»Eine Krankheit?«

»Nein, es ist…« Valerie wußte nicht mehr weiter und schaute Suko fragend an.

»Eine magische Seuche«, erklärte der Inspektor, obwohl er wußte, daß diese Antwort den Mann kaum befriedigen würde. Damit hatte er recht, denn Jack Cramer begann zu lächeln.

»Also, ich weiß nicht«, sagte er. »Da komme ich wirklich nicht mit. Magische Seuche, das kann es doch nicht geben.«

»Es ist eine Tatsache, glauben Sie mir. Man kann auch von einem Fluch sprechen, der auf dem Haus liegt. Und dieses Penthouse blieb ebenfalls nicht verschont. Wir befinden uns in einem Penthouse der Angst. Haben Sie verstanden?«

»Nein!«

Er ist wenigstens ehrlich, dachte Suko und rang sich ein Lächeln ab. »Jedenfalls dürfen Sie nicht hier in diesem Haus bleiben. Das ist jetzt eine polizeiliche Anordnung.«

Suko erntete ein Lachen. »Sie können mir ja viel erzählen, aber ich spüre die seltsame Verseuchung nicht, von der Sie gesprochen haben.«

»Fragen Sie Ihre Schwester!« Suko paßte es überhaupt nicht, daß er so lange diskutieren mußte. Er war leider noch nicht so körperlich fit, daß er selbst große Gegenmaßnahmen ergreifen konnte.

Deshalb mußte er auf die Einsicht vertrauen.

»Stimmt das, was der Inspektor gesagt hat?« wandte sich Jack an seine Schwester.

Valerie nickte. Danach flüsterte sie: »Da kamen Arme aus der Wand, Jack. Es war grausam. Ich hatte eine Leiche im Schrank, die du da auf dem Teppich siehst…«

»Wo?«

Bisher hatte Jack Cramer den Toten noch nicht gesehen. Sein Blickwinkel war zu ungünstig gewesen. Als er nun vorschritt und sich gleichzeitig zur Seite drehte, entdeckte er die Leiche.

Seine Haltung wurde steif. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, wobei keine Worte über seine Lippen drangen, denn der Anblick hatte ihn zu hart getroffen.

»Glauben Sie uns jetzt?« fragte Suko.

Jack Cramer atmete tief ein, schluckte dabei und drehte sich langsam um. »Ja«, murmelte er. »Sie brauchen mir nichts mehr zu sagen. Ich glaube Ihnen mittlerweile. Und dabei bin ich nur hergekommen, Schulden zu bezahlen. Valerie hat mir mit einer kleinen Summe ausgeholfen.« Cramer schaute Suko an. »Wenn wir weg sind, was machen Sie dann?«

Der Inspektor lächelte. »Ich bin Fälle dieser Art gewohnt. Es gehört zu meinem Job.«

»Tatsächlich?«

»Ja, machen Sie sich darüber keine Sorgen.«

Valerie faßte nach der Hand ihres Bruders. »Komm!« flüsterte sie.

»Laß uns gehen…«

Unbehaglich hob Jack die Schultern. »Ich hole deinen Koffer. Steht er im Schlafzimmer?«

Sie nickte.

Als Jack Cramer verschwunden war, wandte sich die Frau an Suko. Sie schaute zu, wie der Chinese sich mit einer Armgymnastik beschäftigte, denn noch immer hatte er leichten Ärger mit seinem Kreislauf. »Wollen Sie nicht mit uns gehen?« fragte sie.

Suko lachte. »Nein, meine Liebe. Ich habe hier meinen Platz. Und ich möchte Ihnen danken, daß Sie mir so sehr geholfen haben. Es hätte böse enden können.«

»Aber es war doch nur…«

»Nein, nein, Sie haben mir sehr geholfen. Ich befand mich in einer lebensgefährlichen Lage.«

Jack Cramer kam zurück. »Was hast du denn da alles eingepackt?« fragte er, auf den Koffer schauend, den er in seiner rechten Hand trug.

Valerie wurde ein wenig rot. »Nur einige Kleinigkeiten. Zudem weiß ich nicht, wie lange ich wegbleibe.« Dabei schaute sie Suko fragend an, als könnte er ihr die Antwort geben.

»Da kann ich Ihnen auch nichts sagen«, erwiderte der Chinese.

»Tut mir leid. Ich hoffe nur, daß der Spuk so rasch wie möglich vorbei sein wird. Drücken wir uns die Daumen.«

»Und wenn nicht?« fragte Jack.

»Daran wollen wir jetzt nicht denken.«

Jack Cramer hatte noch einen Satz auf der Zunge, er kam nicht dazu, ihn auszusprechen. Seine Augen weiteten sich, ein Zeichen dafür, daß er etwas entdeckt haben mußte.

Da er mit der Blickrichtung zum Fenster stand, mußte es sich dort abspielen.

»Verdammt!« preßte er hervor. »Was ist das denn?«
Jetzt schauten auch Suko und Valerie. Die Frau erschrak am meisten, und sie floh in die Arme ihres Bruders, während er und der Inspektor die drei Köpfe anstarrten, die vor der großen Scheibe des Penthouses einen makabren Reigen tanzten…

***

Ein toter Chinese!
Diese Worte klangen mir im Ohr nach. Und verdammt noch mal, weshalb sollte Shokasta geblufft haben? Er hatte ein höhnisches Gelächter seinen Worten folgen lassen, das nun ebenfalls verklungen war. Ich stand wieder allein innerhalb des Flurganges und konnte über die letzten Ereignisse nachdenken.
Allmählich brach mir der Schweiß aus allen Poren. Es lag nicht allein an der schwülen Luft, sondern auch daran, was man mir gesagt hatte. Ich wollte nicht eher glauben, daß mein Partner tot war, bis ich vor seiner Leiche stand.
»Nein«, flüsterte ich, »so einfach mache ich es dir nicht, Shokasta. Nicht mit mir…«
Den Plan, nach dem Keller zu suchen, hatte ich noch immer nicht aufgegeben. Genau dort wollte ich anfangen, denn ich glaubte fest daran, daß dieser Dämon irgendwo eine Zentrale besaß. Einen Raum, von dem er alles steuern und lenken konnte, denn er hatte sich schließlich selbst als einen Regisseur bezeichnet.
Sieben Feinde standen noch gegen mich. Von Shokasta waren sie auf die Menschenjagd geschickt worden, und sie würden alles tun, um ihrem Herrn zu folgen, das stand für mich fest.
Was hatte Shokasta noch gesagt? Er war das Haus, das Haus war er. Demnach konnte es sein, daß sein Geist in den Mauern lebte, atmete und wohnte. Ich mußte mich auf Überraschungen von allen Seiten gefaßt machen. Möglicherweise übertrug Shokasta seine Eigenschaften auch auf die sieben ihm dienenden Menschen.
Allmählich kristallisierte sich die graue Tür hervor, die das Ende des Ganges bildete. Es war eine Feuertür, von denen es mehrere in Häusern dieser Art geben mußte.
Hinter ihnen lag zumeist das Treppenhaus, das gleichzeitig als Notausgang diente.
Ich wollte dort zuerst nachschauen, denn zumeist führte die Treppe bis zum Keller durch.
Drei, vielleicht vier Schritte hatte ich zu laufen, als ich bemerkte, daß sich auf der Tür etwas veränderte. In dem Metall war etwas eingeschlossen, das eine rundliche Form hatte und für mich nur allmählich Konturen annahm.
Ein Gesicht!

Rund, dunkel, dafür mit hellen Augen, und unter dem Kinn zeichneten sich schwächer die Formen eines Körpers ab.

Ein Bild, das einem Angst einjagen konnte. In diesem mich umgebenden Halbdunkel sah es schaurig aus. Dieser Mensch, zu dem das Gesicht gehörte, war in der Tür eingeschlossen. Er bildete einen Teil des Ganzen, aber keine starre Masse.

Das sah ich sehr bald, denn er konnte sich bewegen. Seinen Arm winkelte er innerhalb der Metalltür an und brachte ein Blasrohr an seine Lippen.

Verdammt schnell geschah dies.

Ich zog ebenso rasch.

In diesen Augenblicken fühlte ich mich wie ein Westernheld, der seinen Gegner vor sich sieht und schneller schießen muß als der, um nicht selbst getötet zu werden.

Blasrohr gegen Beretta! Welten lagen zwischen diesen beiden Waffen. Wer war schneller und würde gewinnen?

Ich feuerte.

Über das blasse, kurz aufzuckende Mündungslicht hinweg starrte ich auf das Ziel und sah, wie es nach dem Einschlag der Kugel plötzlich erzitterte.

Ich hatte das Silbergeschoss dicht über das Blasrohr gesetzt.

Die nächsten Sekunden liefen zwar ebenso schnell wie normal ab, dennoch kamen sie mir verlangsamt vor, denn bei meinem mit der Tür verwachsenen Gegner tat sich etwas.

Er bewegte sich.

Der Kopf zerfloss. In seiner Molekularstruktur veränderte sich einiges, so daß er zu einer breiigen Masse wurde, die sich mit den Molekülen des Metalls vermischte. Ein unwahrscheinlicher Vorgang, den meine Silberkugel da in Gang gesetzt hatte und der an Schaurigkeit kaum zu überbieten war. Wie ein Fremdkörper schaute noch die eine Hälfte des Blasrohrs aus der Tür und wies mit ihrer Spitze genau auf meine Brust. Nur steckte keine Kraft mehr dahinter, den gefährlichen und tödlichen Pfeil noch aus dem Rohr zu schießen.

Es waren nur noch sechs Gegner!

Und der Vorgang stoppte nicht. Weiterhin verschmolz die Masse des Metalls mit der des Gesichts, und als ein schauriges, unheimlich klingendes Stöhnen aus der Tür drang, schüttelte es mich durch.

Eine Armlänge vor der Tür verhielt ich meinen Schritt. Ich schaute jetzt genau nach, glaubte an der gewissen Stelle ein skurriles, modernes Gemälde zu sehen. Das Blasrohr konnte ich nicht mehr aus der Tür ziehen. Es saß zu fest.

Ich brach es ab. Das Knicken des Bambus’ war das einzige Geräusch in der Stille.

Die Klinke befand sich links von mir etwa auf halber Türhöhe.

Ich legte meine Hand darauf, drückte sie nach unten und mußte mehr Kraft als üblich aufwenden, um die Tür aufziehen zu können.

Das hatte seinen Grund.

Der Hausmeister Craig Midland hatte an der Tür gehangen. Hier sah ich ein ähnliches Bild.

Mein Gegner befand sich aber nicht *an*, sondern *in* der Außenseite der Tür. Er hatte mit ihr eine Einheit gebildet, war verschmolzen.

Vom Kopf sah ich nur die Hälfte. Auch der Körper steckte fest. Da er sein Bein bei der Aktion angewinkelt hatte, befand sich das Knie innerhalb der Metallverkleidung und war nicht mehr zu sehen. An den Armen entdeckte ich das gleiche Phänomen. Beim rechten steckte der Ellbogen in der Tür, beim linken sah ich die Hand nicht mehr.

So hatte er sich festgehalten.

Dann verlöschte das Licht.

Ich erschrak, denn plötzlich stand ich im Dunkeln. Sofort drehte ich mich und suchte nach einem Schalter. Nicht weit entfernt leuchtete in der Flurwand ein rotes Auge. Ich streckte den Arm aus, drückte den kleinen Schalter nach innen, und wenig später wurde es wieder hell.

Ich befand mich tatsächlich in einem Treppenhaus. Sogar in einem ziemlich breiten, wie ich überrascht feststellte. Nur präsentierte es sich nicht sonderlich gepflegt. Auch hier waren die Wände, wie im Eingangsflur, verschmiert worden.

Fenster gab es nicht. Dafür hohe Rechtecke, die man aus zahlreichen Glasbausteinen errichtet hatte. Dahinter lauerte eine tintige Schwärze, die Dunkelheit der Nacht. Ich befand mich im untersten Flur. Da die Treppe hier nicht auslief, sondern weiter in die Tiefe führte, ging ich davon aus, daß es noch einen großen Keller in diesem Haus gab.

Er genau war mein Ziel. Und es hatte noch einen Vorteil. Sollten mich meine Feinde dort zu stellen versuchen, war ich allein und brachte wenigstens keine anderen Menschen in Gefahr.

Shokasta war mir sehr wichtig. Noch wichtiger allerdings war mir mein Freund Suko. Trotz der letzten Ereignisse hatte ich nicht vergessen, was mir diese Stimme erzählt hatte.

Ein toter Chinese…

Sollte es wirklich der Wahrheit entsprechen? In meinem Magen fühlte ich ein stechendes Ziehen, wenn ich daran dachte. Automatisch erhöhte sich der Puls, so daß ich große Mühe hatte, ruhig zu bleiben und meine Nerven unter Kontrolle zu halten.

Bisher hatte mein Weg einer Strecke voller Kurven und Winkel geglichen, nun aber lag der letzte Teil vor mir, er war gerade und offen.

Meine Beretta steckte ich nicht weg. Auch das Kreuz ließ ich offen vor der Brust hängen. Ich wollte gegen sämtliche Gefahren gewappnet sein, denn gebranntes Kind wie ich scheut das Feuer.

Sicherlich hatten Shokasta und seine Diener noch weitere böse Überraschungen auf Lager, und einem Angriff aus dem Hinterhalt konnte ich nichts entgegensetzen. Die heimtückisch abgeschossenen Pfeile waren weder zu hören noch zu sehen. Einmal abgefeuert, fanden sie mit nahezu tödlicher Sicherheit ihr Ziel.

Die Treppe mündete in ein von drei Seiten eingeschlossenes Karree. Auch diese Wände waren mit obszönen Zeichnungen beschmiert. Ich schaute sie mir nicht näher an, sondern hatte nur Augen für die breite Tür, die in den Keller führen mußte.

Wieder verlöschte das Licht.

Kaum war es dunkel, als ich das hörte, womit ich schon längst gerechnet hatte.

»… da waren es nur noch sechs!«

Die Stimme drang wieder von allen Seiten auf mich ein. Ich schaute dabei in die Runde, ließ das Licht ausgeschaltet, um meinen Gegner vielleicht in der Dunkelheit als leuchtendes Etwas sehen zu können.

Leider hatte ich Pech. Er zeigte sich nicht. Ich hörte ihn nur sagen, denn er sagte: »Auch sechs kleine Negerlein können dich umbringen…«

Ich huschte zum Schalter. Er glühte wie ein rotes dunkles Auge.

In dem Augenblick, als das Licht aufflammte, verstummte auch die Stimme.

Schade, ich hätte meinen unsichtbaren Gegner noch gern nach dem weiteren Weg gefragt, um mir eine aufwendige Suche zu ersparen.

Bevor ich im Keller verschwand, schaute ich mich noch um. In meinem Rücken lauerte kein Gegner, und es befand sich auch niemand in unmittelbarer Nähe.

Langsam schob ich mich in den Keller hinein. Im Deckenlicht erkannte ich einen modernen Bau, wie man ihn sehr oft in zahlreichen Hochhäusern sieht. Die Decken und Wände waren aus Beton gegossen. Es gab weder Steine noch Quader in den glatten Mauern, nur rechteckige Verschlage. Es waren die Eingänge zu den einzelnen Kellern der Mieter.

Da mehrere Gänge von unterschiedlicher Breite existierten, mußte ich mich für einen entscheiden.

Ich nahm den breitesten.

Zum Glück hielt sich kein weiterer Besucher im Keller auf. Selbst die Liebespaare flüchteten nicht mehr in die Häuser, sondern blieben in diesen lauen Sommernächten lieber im Freien.

An manchen Stellen war der Beton des Bodens aufgeraut. Während ich weiter vordrang, dämpfte ich meine Schritte, so gut es ging. Glatte Betonwände haben die unangenehme Eigenschaft, den Schall ziemlich laut zurückzuwerfen.

Natürlich schaute ich, soweit es möglich war, in jedes Kellerverlies

hinein. Sie waren alle eng und klein gebaut.
Ich entdeckte nichts Verdächtiges. Niemand lauerte mir auf, keiner griff mich an.
So durchquerte ich unangefochten den Keller und wollte schon enttäuscht umkehren, als mir doch etwas auffiel.
In einer Ecke befand sich im Boden eine Eisenklappe. Zwar konnte darunter nur ein Wasserabflussreservoir liegen, aber auch mehr.
Davon wollte ich mich überzeugen.
Die Eisenplatte hatte einen Griff. Ich stellte ihn hochkant, umklammerte ihn und zog mit aller Kraft daran, um die Platte in die Höhe zu stemmen.
Es klappte auch gut. Sie stellte sich aufrecht, und ich roch bereits die Moderluft, die mir von unten her entgegenströmte.
Um besser sehen zu können, ging ich in die Knie und schaute in die Tiefe.
Eine Steigleiter führte hinunter. An den blanken Sprossen erkannte ich, daß die Leiter des öfteren benutzt wurde. Von Shokasta und seinen Dienern?
Es war die Frage, und eine Antwort darauf hätte ich schon sehr gern gehabt.
Um sie mir zu holen, mußte ich in die Tiefe steigen. Als ich auf der Leiter stand, fiel mir ein, daß ich jetzt wehrlos war und eine gute Zielscheibe abgegeben hätte.
Alles lief gut. Ich erreichte unangefochten wieder festen Boden und stellte fest, daß dieses Gebiet hier nicht mehr zu einem Keller gehörte, sondern zur Kanalisation der Londoner Unterwelt.
Diese meilenweite Anlage existierte schon mehr als einem Jahrhundert. Im Laufe der Zeit war sie immer wieder ausgebessert und umgebaut worden. Man mußte sich den modernen Gegebenheiten anpassen. Dies war auch dort, geschehen, wo ich mich befand.
Der Teil gehörte zur Londoner Kanalisation, der längst stillgelegt worden war. Trotzdem stank er noch immer erbärmlich.
Über mir zeichnete sich die viereckige Öffnung des Schachts ab.
Es fiel Licht herunter, erreichte kaum den Grund, denn das meiste versickerte unterwegs.
Ich knipste meine kleine Bleistiftleuchte an. Wie ein Trapper im Wilden Westen, so suchte ich auf dem Boden nach Spuren und hatte das Glück, welche zu finden.
Sie führten in zwei verschiedene Richtungen. Einmal auf die Leiter zu, zum anderen in die entgegengesetzte, zu einer gemauerten Trennwand hin, wo es einen schmalen Durchschlupf gab, der nur mit einer einfachen Sperrholztür gesichert war.
Lag dahinter die Lösung des Rätsels?
Als ich die Tür vorsichtig und sehr behutsam öffnete, bemerkte ich

bereits das Licht.

Brennende Kerzen in einem Raum der Londoner Kanalisation.

Das war nicht normal und hatte etwas zu bedeuten. Außerdem war es wegen der Explosionsgefahr der Sumpfgase gefährlich.

Ich wurde noch vorsichtiger, denn ich ahnte nicht nur, nein, ich wußte es, daß ich diesmal das Ende des Fadens erreicht hatte.

Hier irgendwo mußte Shokasta stecken.

Dann betrat ich geduckt das hinter der einfachen Tür liegende Verlies…

***

Drei Schädel tanzten einen makabren Reigen vor der breiten Fensterscheibe, und Suko wurde an einen Fall erinnert, der ihn nach Rio geführt hatte.

Damals hatten er und John es auch mit diesen Köpfen zu tun gehabt, beim Voodoo-Samba.[2]

Valerie Cramer hatte sich abgewendet und preßte ihr Gesicht gegen die Schulter des Bruders. Er aber schaute hin, und er wollte es noch deutlicher sehen, denn aus seiner Brusttasche zog er eine Brille mit schwarzem Gestell und setzte sie auf.

Vier Schädel waren zu sehen, der letzte tauchte wie ein Komet aus der Dunkelheit auf. Dabei leuchteten die Köpfe nicht. Es war das durch das Fenster fallende Licht, was diese Schädel anstrahlte und sie noch grauenerregender aussehen ließ. Die einst so dunklen Haare hatten sich verfärbt. Sie waren zu langen, grauweißen Strähnen geworden, die entgegen der Erdanziehung in die Höhe gerichtet waren und deren Spitzen zitterten.

Durch das Licht schimmerte die Gesichtsfarbe rötlich gelb, und erst jetzt erkannten Suko und Jack Cramer, daß es nicht nur Köpfe waren, die vor dem Fenster schwebten, sondern vier Leichen.

Eine stumme, unheimliche Drohung strömten diese vor der Scheibe tanzenden Leichen aus. Die aufgerissenen Münder wirkten wie die Mäuler von Fischen, wenn diese Tiere auf dem Trockenen lagen und verzweifelt nach Luft schnappten.

Scharf drehte Jack Cramer seinen Kopf und schaute Suko an.

»Wenn Sie so gut Bescheid wissen, dann sagen Sie mir, wie es möglich ist, daß diese Leichen vor dem Fenster in der Luft schweben. Bitte, reden Sie!«

Suko gab dem Mann keine Antwort. Er hatte etwas anderes gesehen, was er sich nicht erklären konnte.

Die Leiche aus dem Zimmer war verschwunden!

Ohne daß Suko oder die beiden Geschwister es bemerkt hatten, mußte sie nach draußen gelangt sein. Erst jetzt schaute Suko genauer hin, und er glaubte auch, das Gesicht des Toten zu erkennen, der

einmal hier gelegen hatte.
»Was haben Sie?« erkundigte sich Cramer, dem Sukos Reaktion nicht entgangen war.
»Nichts, gar nichts.«
Jack Cramer lachte schrill. Es drückte seine momentane Verfassung aus. Reden konnte er nicht. Diese schwebenden Leichen machten ihm schwer zu schaffen.
»Tun Sie doch was!« fuhr er Suko an.
»Beginnen Sie damit!« konterte der Chinese. »Verschwinden Sie. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß hier in der Wohnung kein Platz für Sie und Ihre Schwester ist. Los, raus…!«
Auch Valerie Cramer hatte die Worte vernommen. Sie drückte ihren Kopf zur Seite und schaute Suko ebenfalls an. Für sie war es klar. Keine Sekunde länger wollte sie sich in ihrem Penthouse aufhalten. Es war zu einem Refugium der Angst geworden, ihres Lebens konnte sie nicht sicher sein, und sie wollte es nicht auf die Spitze treiben.
»Jack, ich bitte dich, wir müssen weg!« Sie zerrte ihren Bruder, ohne dessen Antwort abzuwarten, auf die Tür zu und vergaß dabei sogar ihren Koffer.
Bis die Scheibe zerknallte.
Es war ein peitschendes, gleichzeitig berstendes Geräusch, das durch den Raum jagte und in einem Splittern endete, als die gewaltigen Glasstücke in das Zimmer regneten.
Und mit ihnen kamen die Leichen!

***

Ich hatte den Kopf stark einziehen müssen, um das Verlies betreten zu können. Im Augenblick blendete mich sogar der Kerzenschein.
So rasch es möglich war, glitt ich zur Seite, damit ich etwas in die Dunkelheit hineintauchen konnte, denn das Verlies wurde nicht vollständig ausgeleuchtet.
Es war leer!
Zunächst empfand ich eine große Enttäuschung, denn ich hatte tatsächlich stark damit gerechnet, meinen Gegner Shokasta hier zu finden. Statt dessen schaute ich in das Licht der Kerzen, sah die feuchten Wände und das Wasser, das dort in fingerschmalen Rinnsalen von der Decke allmählich dem Boden entgegenrann.
Die unheimliche Umgebung paßte zu dem, was hinter mir lag.
Hinzu kam der flackernde Schein, der seltsame Schattenmuster auf die Wände warf, weil die Kerzenflammen vom leichten Durchzug erfaßt wurden und sich verneigten, als stünde vor ihnen ein hoher Geist.
Seit meinem Eintritt in dieses Verlies waren einige Sekunden vergangen. Meine Augen hatten Zeit, sich an die Mischung aus Hell

und Dunkel zu gewöhnen, und als ich einen Blick über die Flammen warf, sah ich die hohen Schatten.

Im ersten Augenblick wußte ich sie nicht so recht einzuordnen.

Erst beim zweiten Hinschauen erkannte ich die Schatten deutlicher, und mir wurde bewußt, daß ich es hier mit Menschen zu tun hatte.

Menschen, die auf mich lauerten…

Shokastas Diener!

Da waren es nur noch sechs!

Und sechs Gestalten zählte ich, wobei sich keine von ihnen bewegte. Sie schienen eingefroren zu sein und hatten Haltungen eingenommen, die für mich gefährlich waren.

Jeweils die rechten Arme waren angewinkelt worden, und in Höhe der Gesichter sah ich die schmalen Streifen der gefährlichen Blasrohre.

Shokastas Diener waren bereit zum Mord!

Als mir dieses klar wurde, hatte ich plötzlich das Gefühl, zwischen den Backen einer Zange eingeklemmt zu sein. Die gewaltige Hand drückte immer stärker zu und nahm mir allmählich die Luft.

Ich stellte sehr schnell fest, daß sie sich verdammt sicher fühlten, denn sie hätten mich schon bei meinem Eintreten umbringen können, als ich ihnen den Rücken zugedreht hatte.

Das war nicht geschehen. Sie warteten auf mich und hatten wahrscheinlich eine dementsprechende Order.

Drei standen jeweils nebeneinander, vom flackernden Kerzenschein umschmeichelt.

Zwischen den beiden Gruppen befand sich ein Mittelding aus Thron und Stuhl. Jedenfalls eine Sitzgelegenheit, die wahrscheinlich Shokastas gehörte.

Nur er war nicht da!

Eigentlich mußte ich diese Zeitspanne nutzen, die mir blieb, und ich bewegte meine Hand, weil ich zudem wissen wollte, wie weit seine Diener gingen. Sobald sie sich nur den Anschein gaben, ihre tödlichen Pfeile auf die Reise zu schicken, wollte ich…

Es blieb beim Versuch.

»Tu es nicht!« unterbrach eine flüsternde, dennoch scharfe Stimme meine Gedanken. »Es wäre dein Tod.«

Keiner der sechs Diener hatte gesprochen.

Mittlerweile kannte ich die Stimme. Sie gehörte einzig und allein Shokasta, einem für mich noch unbekannten Dämon.

Ich gehorchte. So waghalsig dieser Test auch gewesen war, als lebensmüde konnte man mich nicht bezeichnen.

»Ja, so ist es gut«, sagte die Stimme wieder und setzte nach diesem ›Lob‹ ein Lachen hinterher.

Ich wartete, bis es verklungen war, um abermals eine gewisse Frage zu wiederholen. »Weshalb stellst du dich nicht, Shokasta? Weshalb,

frage ich dich? Laß uns Auge in Auge gegenüberstehen, dann können wir reden und es auch austragen!«

»Es wird soweit kommen, ganz sicher sogar. Zuvor aber habe ich noch etwas zu tun. Ich will dir etwas zeigen und dir beweisen, daß dieses Haus mir gehört, daß mein Geist in den Mauern sitzt und sie atmen läßt. Es ist eine Belohnung für dich, denn du hast lange suchen und forschen müssen, um den Weg bis in das Refugium des Bösen zu finden. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Auch bei dir…«

Ich war sehr gespannt darauf, was mir Shokasta da präsentieren wollte. Es lief wahrscheinlich darauf hinaus, daß er mir seine Macht zeigte und mir weismachte, wie klein ich letzten Endes doch war.

»Ich bin das Haus«, wiederholte er. »Und ich trete vor deinen Augen den Beweis an. Wolltest du nicht deinen Freund sehen? Schau hoch zur Decke, dann siehst du ihn. Ich öffne dir das Haus und gestatte dir einen Blick in seine Seele. Jetzt!«

Er hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als es geschah. Ich wollte es nicht glauben. Innerhalb von Sekunden brach mir der kalte Schweiß aus, denn was sich über mir an der Decke abspielte, war mit keinem Begriff zu umschreiben.

Einfach unwahrscheinlich und schrecklich zugleich…

***

Die vier schwebenden Leichen hatten die Scheibe zerbrochen. Als wären sie von gewaltigen, nicht sichtbaren Händen geschleudert worden, so hatten sie sich in das Penthouse katapultiert und damit auch auf die schreckensstarren Menschen zu.

Das heißt, starr waren nur die Geschwister Cramer. Suko bewegte sich bereits, denn er wollte retten, was noch zu retten war. Sein Hechtsprung brachte ihn in die Nähe der beiden Cramers und damit auch in die Flugrichtung einer Leiche.

Bevor dieser steife Körper die beiden Menschen erreichen konnte, fuhren Sukos Fäuste wie Schmiedehämmer gegen ihn und brachten ihn aus der Flugrichtung.

Fast wäre er bis gegen die Decke katapultiert worden, und Sukos Fäuste schmerzten, als hätte er gegen Holz geschlagen, was es im Prinzip auch war, denn diese schwebende Leiche hatte keine normale Haut.

Der Inspektor kreiselte sofort herum, um sich die anderen drei vom Hals zu schaffen, als er sah, daß dies nicht mehr notwendig war. Die fliegenden Leichen hatten ein Ziel.

Es war eine Wand des Raumes. Sie lag dem Fenster direkt gegenüber, und kaum hatten sie die Wand berührt, als diese ihre eigentliche Härte verlor und weich wurde.

Die Wand verschlang die Leichen!

Sie war wie ein gieriges Maul, wobei Suko mit Entsetzen feststellen mußte, wie die vier Körper sogar aufeinander zuglitten und zu einem einzigen wurden.

Dieser Vorgang war für Suko unbegreiflich. Er stand nur da und schaute zu, an etwas anderes dachte er nicht. Den beiden Cramers erging es ebenso. Auch sie waren von diesem magischen Experiment fasziniert.

Aus vier wurde eins!

Das Haus atmet und lebt. Seine Mauern hauchen den Geist des Bösen. Hier wurden Suko diese Worte bestätigt. In der Praxis wurde ihm gezeigt, was magisch möglich war.

Und diese eine Figur, dieser eine Dämon, der sich aus den vier Teilen zusammensetzte, war er.

Shokasta!

Man konnte Suko nicht als dünnen Menschen bezeichnen. Was er aber vor sich in einer Wandbreite sah, war ein gewaltiger Mensch, falls dieser Ausdruck überhaupt paßte. Möglicherweise sogar ein Dämon mit menschlichem Aussehen, wer konnte es wissen?

Schwarz, gewaltig mit einem kahlen Kopf, eine menschliche Qualle, an der alles wabbelte und zitterte, wenn er sich bewegte.

Auch seine großen Oberarme, die an überdicke Würste erinnerten.

So steckte er in der Wand und streckte seinen Arm vor, als er sah, daß Suko seine Waffe ziehen wollte.

»Wenn du das tust, ist dein Freund tot!«

Suko erstarrte. John Sinclair war also da. Und er befand sich in der Gewalt des Shokasta. Für die Länge eines Gedankens spürte Suko in seinem Gehirn eine seltsame Leere, als wäre dort das gesamte Blut aus dem Kopf gewichen. Er mußte tief durchatmen, um sich wieder zu fangen.

»So sieht es aus«, erklärte Shokasta. »Zu zweit wolltet ihr mich jagen. Jetzt befindet ihr euch in meinen Händen, und ich werde euch nie mehr loslassen.«

»Woher kommst du, und was hast du vor?« fragte Suko.

Shokasta stieß ein gluckerndes Lachen aus. »Was du hörst und siehst, das hört auch dein Freund. Ihr beide könnt, obwohl ihr voneinander getrennt seid, alles erfahren. Ich stamme aus Uganda. Dort hat man Shokasta verehrt. Er war ein mächtiger Götze, denn er schmückte sich mit dem Fetisch aus den Federn der Höllenvögel. Irgendwann wurde er getötet, doch der Fetisch überlebte. Ich nahm ihn an mich, und ich wurde, dank seiner Kraft, zu Shokasta! Jede Feder des Höllenvogels besitzt die große Magie des Shokasta, und wer immer im Besitz dieser Federn ist, ist untrennbar mit mir verbunden. Zwei wollten nicht mehr mitmachen. Ich habe sie erledigt, doch auch als Tote können sie mir nicht entkommen. Du hast gesehen, wie aus vieren einer wurde. So ist

es auch mit mir. Ich habe mich in diesem Hause verteilt. Meine Seele sitzt überall. Ich sehe und spüre alles…«

Das glaubte ihm Suko aufs Wort. Er spürte den Wind im Nacken.

Kühle Luft wehte durch die zerstörte Scheibe und trocknete den feuchten Schweiß auf der Stirn.

Suko bemerkte dies nur nebenbei. Shokasta war wichtiger. Er hatte seine Hand auf den Fetisch gelegt. Dieser steckte in einem Gürtel, der seine fette Gestalt umspannte. Eine eigentlich lächerliche Figur, der Suko kaum eine so große Macht zugetraut hätte.

Doch das Gegenteil hatte ihm Shokasta bewiesen.

Er war der Meister, der Herr dieses Hauses, und er bestimmte über zahlreiche Menschenleben.

Für Suko war es ein kleines Wunder, daß niemand auf ihn aufmerksam geworden war. Oder beherrschte er das Haus etwa nicht ganz?

Das wollte Suko genau wissen, und er stellte eine provozierende Frage. »Wenn du der Herr dieses Hauses bist, dann hättest du auch die Menschen auf deiner Seite. Dies aber sehe ich nicht so. Die Bewohner gehorchen dir nicht. Wenn doch, beweise es mir.«

»Du glaubst mir nicht?« kreischte Shokasta.

»Genau.«

»Ich habe den Hausmeister töten lassen, ich habe hier gewohnt als Mieter…«

»Im Penthouse!«

»Das stimmt.«

»Aber du hast nicht das gesamte Haus unter deine Kontrolle bekommen«, erklärte Suko. »Vielleicht nur einzelne Stellen. So groß ist die Macht des Shokasta nicht.«

Diese Worte konnte der fette Dämon nicht vertragen. Er schüttelte seinen haarlosen Schädel, und abermals gerieten seine Speckmassen in Bewegung. »Soll ich es dir beweisen?« schrie er.

»Bitte. Als Boss einer Terrorbande warst du auch nicht gerade erfolgreich«, konterte Suko zusätzlich.

»Wer einmal zu mir gehört, der bleibt es immer!« schrie Shokasta und beugte sich vor, so daß Suko das Gefühl haben konnte, als würde er aus der Wand kriechen.

Das tat er nicht, sondern griff zu seinem Zauberfetisch, den er aus dem Gürtel zog und in der Hand hielt.

Jetzt sah Suko die zahlreichen Federn. Mit ihnen waren auch die Blasrohre geschmückt worden, und sie konnte man als einen Garanten seiner Magie bezeichnen.

Shokasta wedelte mit dem Fetisch. Suko zögerte bewußt mit seinem Eingreifen. Er wollte eine noch günstigere Gelegenheit abwarten, denn noch stand er zu sehr unter Beobachtung.

»So tun Sie doch etwas!« hörte er Jack Cramer rufen.

»Ruhe, behaltet die Nerven…«

Shokasta lachte, denn er hatte die Worte verstanden und gab auch eine Antwort. »Er kann nichts tun. Niemand von euch Menschen ist stärker als ich. Niemand…«

Im nächsten Augenblick erfuhr Suko, aus welchem Grund Shokasta den Fetisch bewegt hatte.

Durch das Schwingen der Federn war ein Zauber entstanden. Er blieb nicht nur auf den Gegenstand begrenzt, sondern breitete sich aus. Die Anwesenden konnten es kaum fassen, als sich der Boden unter ihren Füßen veränderte. Bisher hatte der grüne Teppichboden glatt wie eine Fläche im Zimmer gelegen. Das Grün blieb auch noch, nur seine Intensität schwand dahin, und der in der Wand steckende Shokasta vorzog sein Gesicht zu einen breiten Grinsen. Der Kugelkopf schien sich rechts und links auszudehnen, die Augen leuchteten noch mehr, und zwischen den einzelnen Federn des Fetischs begann es zu knistern. Winzige Funken schimmerten wie grüne Perlen.

Das bemerkte Suko nur aus den Augenwinkeln. Seine Blicke waren allein nach unten gerichtet. Er schaute auf den Teppich, der mehr einer glänzenden Scheibe glich, die die gesamte Grundfläche des Zimmers umspannte. Natürlich einer durchsichtigen Scheibe.

»Ich bin das Haus, das Haus bin ich…« Wieder vernahm Suko die Stimme des Shokasta und hörte gleichzeitig die erstickt klingenden Laute, die Valerie Cramer ausstieß.

Auch für sie war der Vorgang unbegreiflich. Wahrscheinlich hatte sie noch mehr daran zu knacken als Suko. Der Inspektor war schließlich unerklärliche Dinge gewöhnt, die beiden »normalen« Menschen jedoch erlebten zum erstenmal etwas, das sie mit ihrem Verstand nicht fassen konnten.

Valerie zitterte. Sie hatte außerdem Angst, einzubrechen und in der Tiefe zu verschwinden. Unwillkürlich hob sie einmal das rechte Bein und danach wieder das linke in die Höhe, so daß sie jedes mal nur einen Fuß belastete.

Ihr Bruder stand wie eine Eins. Die Brille war ihm nach vorn gerutscht. Er schielte zwangsläufig über die Ränder hinweg nach unten, und seine Lippen zitterten.

Das plötzliche Vorhandensein dieser magischen Sichtscheibe war schon ungewöhnlich genug. Es kam allerdings noch etwas hinzu.

Die drei Menschen schauten nicht in das unter ihnen liegende Stockwerk, sondern direkt in einen unheimlichen Keller, der mindestens zehn Etagen in der Tiefe lag.

Die übrigen Zimmer, Flure und Räume schienen überhaupt nicht mehr vorhanden zu sein. Alles war verschwunden, nur der Keller sichtbar.

Und dort hielt sich jemand auf.
Suko öffnete den Mund. Er formulierte den Namen des Mannes, der innerhalb des Kellers stand, und seine Stimme war nur mehr ein kaum zu verstehender Hauch.
»John…«
Es war tatsächlich sein Freund, der sich innerhalb des düsteren Kellers aufhielt. Nur war der Geisterjäger nicht allein. Suko entdeckte im Schein der Kerzen auch die sechs Schwarzen, die vor John Sinclair standen und ihre gefährlichen Blasrohre gegen die Lippen gepreßt hielten. Noch taten sie nichts. Wahrscheinlich lauerten sie auf einen Befehl ihres Herrn, der sicherlich erfolgen würde.
Das Penthouse und der Keller!
Zwischen diesen beiden Dingen im Haus mußte es einen Zusammenhang geben, das war Suko klar, und er dachte daran, daß der Mann aus Uganda gelogen hatte. Ihm gehörte nicht das Haus, sein Geist steckte nicht in jedem Stein, sondern hielt nur zwei Räume umfangen.
Den Keller und das Penthouse!
Was dazwischenlag, war frei von jeglicher Magie. Und Suko wollte dafür sorgen, daß es so blieb.
Noch einmal nahm er das Bild auf, das sich ihm bot. Es wirkte ein wenig verzerrt. Die Lichtbrechung des Glases zeichnete sich dafür verantwortlich, und sein Freund John Sinclair sah seltsam gedrungen aus.
Wie auch seine Gegner!
John befand sich in einer wesentlich schlechteren Position als Suko. Wenn er eine falsche Bewegung machte, würden die Sechs schießen. Und was mit dem geschah, der von einem der Pfeile getroffen wurde, hatte Suko zur Genüge erlebt.
Er wollte nicht, daß seinem Freund das gleiche passierte. Suko war sich darüber im klaren, daß es eigentlich nur auf ihn allein ankam und darauf, wie er mit Shokasta fertig wurde.
Keine leichte Aufgabe, wie er sich eingestehen mußte. Aber auch keine unlösbare.
Noch ein Faktor störte ihn. Es waren Valerie und Jack Cramer.
Wenn es eben ging, wollte er diese beiden Menschen aus der Gefahrenzone wissen. Vielleicht ließ Shokasta mit sich handeln.
Suko hatte sich stark in der Gewalt. Es war ihm gelungen, Regungen zu unterdrücken. Nichts konnte der andere von seinem Gesicht ablesen, die Gedanken spiegelten sich nicht wider.
Auch als Suko den Kopf hob und ihn Shokasta zudrehte, blieben die Züge glatt.
Der in der Wand steckende Dämon und Zauberer lächelte boshaft und kicherte dazu. »Nun, was sagst du? Bist du beeindruckt? Rechnest

du dir noch Chancen aus?«
»Es sieht nicht gut aus.«
»Ja, du bist ehrlich. Das freut mich.«
»Aber du hast das gesamte Haus nicht«, erklärte Suko. »Nur das Penthouse und den Keller.«
»Ich werde mir auch die übrigen Etagen noch holen«, erwiderte Shokasta. »Und mit ihnen die Menschen. Vor Jahren, als wir eine Terrorgruppe waren, da verbreiteten wir nur Angst. Mehr nicht. Nun aber besitze ich die Macht, dehn ich habe mich wieder an Shokasta erinnert und sein Erbe angetreten. Mit dem Besitz des Fetischs ist auch sein Geist in mich hineingefahren. Daran solltest du denken. Sein Geist und mein Körper. Zusammen bilden wir die Einheit.«
»Und ihr steht gegen uns«, sagte Suko.
»Richtig. Ich habe dich und deinen Freund bewundert. Ihr habt es tatsächlich geschafft, nun aber bin ich an der Reihe, um euch aus dem Leben zu reißen.«
»Dann laß die beiden laufen!« Suko drehte den Kopf und deutete nickend auf die Cramers.
»Weshalb?«
»Sie haben nichts mit dir zu tun. Sie sind nicht gegen dich gewesen, sondern unschuldig.«
»Die Frau weiß zuviel. Sie hat einiges gesehen, das ich nicht gutheißen konnte. Deshalb werden sie ebenso sterben wie du auch, Chinese. Dies ist mein voller Ernst.«
»Und danach?«
»Hole ich mir dir übrigen Menschen in diesem Haus!«
Bisher hatte Valerie Cramer den Worten des Shokasta nur zugehört. Nun konnte sie nicht mehr. Bevor ihr Bruder es verhindern konnte, riß sie sich los.
Jack griff noch nach ihr. Seine Hände faßten ins Leere. Sie rutschten durch die Spitzen ihrer langen Haare, und Valerie war nicht mehr zu halten. In ihrer Erregung tat sie genau das Verkehrte. Sie rannte auf die Wand zu, in der sich dieser widerliche Dämon zeigte.
Mit den bloßen Fäusten wollte sie ihn angreifen und wußte nicht, daß so etwas ihr Todesurteil bedeuten konnte.
Aber Suko war es bekannt.
Mit einem gewaltigen Satz warf er sich nach rechts, hörte Shokastas Fauchen, hatte für einen Moment schreckliche Angst, daß Pfeile auf sie beide zufliegen würden, streckte seine Arme aus, und es gelang ihm, die Frau zu packen.
Valerie schrie. Sie drehte sich entgegen ihrer Laufrichtung, hatte die Hände geballt und schlug auf Suko ein, wobei sie schreiend verlangte, losgelassen zu werden.
»Nein!«

Bevor sich Valerie versah, zog Suko sie zurück. Sie deckte ihn Shokasta gegenüber mit ihrem Körper ab, und das hatte Suko gewollt. Der Dämon griff nicht ein, er genoss es, daß sich dir beiden Menschen stritten, wobei er vielleicht, der lachende Dritte sein würde. Aber auch Suko war raffiniert. Da die Frau ihn Shokasta gegenüber deckte, konnte er das erreichen, was so wichtig war.

Seinen Stab!

Der Chinese wußte, daß ihm diese Waffe einen großen Vorsprung geben konnte, und er zögerte nicht, Valerie Cramer für seine Pläne einzusetzen.

Sie gebärdete sich wie eine Wildkatze.

Schlug, trat, stieß sogar ihren Kopf vor, war wie von Sinnen, und Suko konnte sie kaum bändigen, während sie mit den Absätzen ihrer Schuhe auf den Boden hämmerte.

»Seien Sie doch vernünftig!« zischte er ihr zu. »Machen Sie keinen Ärger! Wir schaffen es!«

Sie verstand die Worte, stutzte für einen Moment, und ihre Augen wurden groß. Die kurze Zeitspanne reichte dem Chinesen aus. Mit einer unzählige Male geübten Bewegung verschwand seine Hand blitzschnell unter dem leichten Jackett, um den Stab hervorzuziehen. Gleichzeitig drehte er die Frau herum und wandte dem Dämon in der Wand seinen Rücken zu.

Valerie Cramer ließ er los. Suko stieß sie so von sich, daß sie in einen der Sessel fiel.

Er hatte die Frau wuchtig geworfen. Sie hieb mit dem Rücken gegen die Lehne und brachte das Sitzmöbel fast zum Kippen.

Der Inspektor kümmerte sich weder um sie noch um ihren Bruder. Er kreiselte herum. Den Stab hielt er fest, und als ihn Shokastas Blick traf, da sah er im Bruchteil eines Augenblicks, daß der Dämon Bescheid wußte und sich überlistet fühlte.

Für eine Reaktion seinerseits war es zu spät, denn schon gellte ihm das magische Wort entgegen.

»Topar!«

***

Ich hatte zugehört, gestaunt und war gebannt worden. Das alles jedoch hatte ich als zweitrangig empfunden. Wichtig für mich war, daß Suko noch lebte.

Und wie er lebte!

Er ließ sich von dem Gegner nicht einschüchtern, sondern gab seine Antworten eiskalt. Obwohl zwischen uns eine Distanz von zehn Stockwerken lag, konnte ich jedes Wort verstehen, das gesprochen wurde, und ich erfuhr auch gewisse Zusammenhänge.

Wieder einmal wurden wir mit einer afrikanischen Mythologie

konfrontiert. Vor kurzer Zeit war es die Frau mit dem Dämonendolch gewesen, diesmal Shokasta, wobei man die Gefährlichkeit der beiden in etwa gleichsetzen konnte.

Während des Gesprächs zwischen Suko und Shokasta rührten sich die sechs Diener des Dämons nicht vom Fleck. Nach wie vor beobachteten sie mich über ihre Blasrohre hinweg, und sie würden die Waffen eiskalt einsetzen, dessen war ich mir sicher.

Ich erfuhr auch, daß es Shokasta nicht gelungen war, das gesamte Haus unter Kontrolle zu bringen. Nur eben das Penthouse und diesen Keller hier, in dem ich mich aufhielt.

Zum erstenmal sah ich auch die Personen, die Suko hatte besuchen wollen. Ein Mann und eine Frau. Beide starr vor Angst, und besonders die Frau war es, die dicht davor stand, die Nerven zu verlieren. Sie hatte sich an den Mann geklammert wie ein Schiffsbrüchiger an einem im Meer treibenden Balken.

Rede und Gegenrede. Die Worte flogen hin und her. Ich beobachtete dabei Shokasta und sah einen fetten widerlichen Menschen, in dem voll das Dämonische steckte.

Er hatte die vier Leichen in sich vereint. Ein Beweis seiner Macht, die er sogar über den Tod seiner Diener hinweg ausübte. So etwas hatte ich noch nicht erlebt.

Gespannt war ich darauf, wie sich die Lage entwickeln würde.

Ich kannte Suko, und ich wußte, daß mein Freund längst nicht aufgegeben hatte, auch wenn er in diesem Augenblick am kürzeren Ende des Hebels saß. Irgend etwas würde ihm einfallen, dessen war ich mir sicher.

Aber nicht Suko ergriff die Initiative, sondern die Frau. Ihre Nerven spielten nicht mehr mit. Der gewisse Punkt war erreicht, und sie drehte einfach durch.

Damit überraschte sie nicht nur mich, sondern auch die anderen beiden Männer. Voller Zorn und Wut stürzte sie der Wand entgegen, in der sich Shokasta befand.

Sie wollte ihn angreifen!

Wahnsinn! Mein Gott, das ist Wahnsinn! schoß es mir durch den Kopf. Verrückt, irre…

Wenn Shokasta durchdrehte und seinen verdammten Fetisch aktivierte, dann war es um die Frau geschehen. Zum Glück griff Suko ein. Er war schneller als alle anderen, packte die Frau, wuchtete sie herum und wollte sie von sich schleudern, doch sie wehrte sich.

Es gab einen kurzen Kampf zwischen den beiden, den Suko für sich entschied. Endlich gelang es ihm, die Frau loszuwerden. Er schleuderte sie in einen Sessel, wo sie auch blieb, und Suko selbst wandte sich wieder seinem Gegner zu.

Diesmal bewaffnet!

Meine Augen wurden groß. Ich begriff plötzlich den Plan meines Freundes. Er hatte sich bewußt auf eine Rangelei mit der Frau eingelassen, denn so war es ihm gelungen, seinen Stab zu ziehen.

Und schon schrie er das magische Wort.

Alles, was sich in Rufweite befand, erstarrte.

Auch ich!

Fünf Sekunden hatte der Chinese Zeit, um die Situation zu seinen Gunsten zu verändern. Und Suko hatte in der Vergangenheit des öfteren bewiesen, daß er diese Spanne nutzen konnte. Er durfte alles, nur eines nicht.

Irgendwelche Gegner töten.

Das hatte er auch nicht vor. Suko wollte auf keinen Fall die Magie des Stabs aufs Spiel setzen, für ihn war wichtig, die Gegebenheiten zu seinen Gunsten zu beeinflussen.

Und das tat er.

Er zog eine Waffe!

Gleichzeitig ließ er den Stab verschwinden. Und als er die Waffe in der rechten Hand hielt, da schimmerte etwas Gelbes zwischen seinen Fingern und stach daraus hervor.

Es war die goldene Pistole!

Seit einiger Zeit befand sie sich in Sukos Besitz. Er hatte sie einem widerlichen Ghoul abgenommen, und sie war ungeheuer wertvoll, denn sie verschoss keine Kugeln, sondern eine Flüssigkeit, die ähnlich reagierte wie der Todesnebel.

Diese schleimige Masse war tatsächlich in der Lage, die getroffenen Gegenstände zu vernichten, indem sie sie kurzerhand auflöste. Bei Menschen fiel das Fleisch von den Knochen, so daß nur ein Gerippe zurückblieb. Suko würde die Waffe aber nie gegen Menschen einsetzen, sondern nur gegen gefährliche Dämonen.

Dann war die Zeit um.

Valerie Cramer und ihr Bruder konnten sich ebenfalls wieder bewegen. Wahrscheinlich hatten sie überhaupt nicht bemerkt, was alles vorgefallen war. Jack Cramer schaute nur erstaunt auf Sukos rechte Hand, in der er die Pistole hielt und die Mündung auf den gewaltigen Dämon in der Wand gerichtet hatte.

Aus ihr ertönte ein Brüllen. Shokasta hatte bemerkt, daß er reingelegt worden war. Sein Körper spannte sich, der Fetisch schien auf das Doppelte anzuwachsen, und Suko rechnete damit, daß er jeden Augenblick seine tödlichen Federn und Pfeile abschießen würde.

»Laß es sein, Shokasta!« flüsterte er. »Gib auf, diesmal hast du zu hoch gepokert!«

»Ich?« Der Dämon kreischte. »Was willst du mir schon antun, du mieser Chinese!«

»Ich nichts, aber die Pistole!«

»Welche Furcht sollte ich, Shokasta, schon vor einer Pistole haben?« fragte er.

»Eigentlich keine. Wenn die Waffe normal wäre. Aber das ist sie nicht.« Suko sprach nicht weiter, sondern lächelte kalt. Danach redete er. »Es ist eine schwarzmagische Waffe, denn sie verschießt keine Kugeln, sondern einen Schleim, der dir die Haut von den Knochen löst!«

Plötzlich lachte Shokasta nicht mehr. Seine Überheblichkeit war dahin. Er starrte Suko an, und sein breiter Mund zuckte. Wahrscheinlich dachte er darüber nach, ob sein Gegner ihn aus dem Spiel bluffen wollte.

Suko erriet die Gedanken. »Ich bluffe nicht«, erklärte er.

Shokasta glaubte ihm, denn er stellte eine bezeichnende Frage:

»Was willst du?«

»Zunächst einmal will ich, daß die beiden Cramers verschwinden. Und sie werden gehen.«

»Nein!«

»Dann bist du erledigt!«

»Wenn du schießt, ist dein Freund ein toter Mann!«

»Das Risiko gehe ich ein«, erklärte Suko eiskalt. »Denn du überlebst dann ebenfalls nicht. Ich weiß genau, daß auch Dämonen am Leben hängen, und wenn es noch so mies ist.«

Shokasta wußte nicht, wie er reagieren sollte, deshalb übernahm der Inspektor wieder die Initiative.

»Gehen Sie!« fuhr er die beiden Cramers an. »Los, beeilen Sie sich!« Er wußte nicht, wie lange Shokasta noch Ruhe gab. Und ohne die Cramers im Zimmer zu wissen, fühlte Suko sich auch befreiter.

Er sah nicht, wie Valerie reagierte, sondern hörte nur, daß sie den Sessel verließ. Auch ihr Bruder blieb nicht mehr auf dem Fleck stehen. Er ging auf seine Schwester zu. Allerdings tat er es so, daß er niemals in die Schusslinie der Waffe geriet, sondern hinter dem Chinesen herschlich.

Suko hörte die beiden flüstern. Es war der Mann, der drängte:

»Bitte«, hauchte er, »komm mit…«

Wie Valerie reagierte, wußte Suko nicht. Beide befanden sich in seinem Rücken. Er hörte wenig später die Schritte von zwei Personen, und als er zur Seite schielte, sah er sie auf die Tür zugehen.

Beide zitterten, waren hochgradig nervös und ängstlich.

Noch hatte sich die Lage nicht entspannt. Sie stand auf des Messers Schneide und konnte leicht umkippen, wobei Suko dann der Benachteiligte war. Wie nahm Shokasta diese Niederlage auf?

Er tat nichts. Hatte nur seinen fetten blanken Schädel gedreht und schaute den beiden hinterher.

Suko war zufrieden. Ihm fiel ein Stein vom Herzen, als die

Geschwister Cramer das Zimmer verlassen hatten. Der Inspektor ließ noch einige Sekunden verstreichen, bevor er sich wieder an seinen Gegner wandte.

»So«, sagte er, »jetzt zu dir, Shokasta. Komm aus deinem verdammten Loch hervor!«

Nach diesen Worten schien Shokasta in die Breite gehen zu wollen. Er bewegte sein Gesicht, die Kaumuskeln zuckten, und seine Lippen dehnten sich. Dabei schienen die Augen zu Dolchen zu werden, die den Inspektor durchbohren wollten.

»Willst du nicht?« fragte Suko.

»Nein!« ächzte Shokasta. »Bisher habe ich getan, was du wolltest. Weiter kannst du es nicht mehr treiben!«

Suko überlegte einen Augenblick. Er mußte jetzt aufpassen, denn er dachte an John Sinclair, der sich unten im Keller befand und vor den Mündungen der sechs Blasrohre stand.

Daß es so war, davon überzeugte sich der Inspektor mit einem raschen Blick nach unten.

Ja, John lebte noch…

»Willst du, daß ich dir beweisen, wie gut die Waffe funktioniert?« fragte er zischend.

Shokasta lachte. »Diesmal hast du den Bogen überspannt. Einmal habe ich dir nachgegeben, ein zweites mal werde ich es nicht tun. Ich habe es dir bereits gesagt. Das Haus bin ich. Mein Geist lebt hier. Jede Mauer atmet den Hauch des Bösen, und das wirst du gleich merken, verfluchter Chinese. Gib acht!«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er handelte. Wie sehr er mit dem Haus und dessen Mauern verwachsen war, erkannte Suko im nächsten Augenblick, als nicht nur er sich auflöste, sondern auch der Boden seine normale Form wieder annahm. Selbst die Mauer wollte zusammenwachsen, wobei Suko seine Chancen schwinden sah.

Jetzt zögerte er nicht mehr.

Er schoß!

Es gab kaum ein Geräusch, als die schleimige Masse die Mündung der goldenen Pistole verließ. Durch den Druck wurde sie auf die Wand zugewuchtet und klatschte genau in die Lücke zwischen den zuwachsenden Steinen. Ob Shokasta damit erledigt war, wußte Suko nicht. Er sah dessen verzerrtes Gesicht. Shokasta riß seine dicken Arme hoch, streckte den Zauberfetisch vor, um die Ladung aus der goldenen Pistole vielleicht doch noch abzufangen.

Ob ihm dies gelang, konnte Suko nicht mehr erkennen. Die Zimmerwand wuchs wieder zu.

Er vernahm noch einen irren, wütenden Schrei, der aus der Mauer drang, danach war nichts mehr zu sehen.

Auch Suko hielt sich keine Sekunde länger in dem Penthouse auf, als

unbedingt nötig war. Er wußte, daß es allein auf ihn ankam, wenn er Shokasta stoppen wollte, der seinen Zorn sicherlich an Sukos Freund John Sinclair auslassen würde…

***

Eiskalt reizte der Inspektor seine Karten aus. Ich stand im Keller, starrte gegen die Decke und drückte meinem Freund beide Daumen, daß er es schaffte.

Suko errang einen Teilerfolg. Die beiden Menschen durften das Zimmer verlassen.

Shokasta hatte nachgegeben.

Ich sah die goldene Pistole in der Hand meines Freundes. Sie konnte zu einem Fluch werden, wenn sie in die falschen Finger geriet, aber auch das Gegenteil trat sehr leicht ein. Ein Segen war sie in der Hand des richtigen Menschen.

Und das war Suko.

Für einen Moment hatte ich die Befürchtung gehabt, daß Shokasta nicht auf seine Forderungen eingehen würde. Suko aber hatte Shokasta »überzeugen« können.

Dann spitzte sich die Lage noch einmal zu, denn weiter wollte der Dämon nicht nachgeben.

Suko mußte sich entscheiden.

Er tat es – und schoß!

Im ersten Augenblick hatte ich das Gefühl, mein Herz würde nicht mehr schlagen. Die Ladung flog aus der Mündung. Sie hieb in die sich allmählich schließende Wand, und auch der Boden oder die Decke verwandelte sich zurück und verlor ihre gläserne Durchsichtigkeit.

Zuletzt hörte ich noch den Schrei.

Es war ein wilder, grauenhafter, markerschütternder Laut, der zuerst stark aufgellte, schwächer wurde und in einem dumpfen Grunzen allmählich verklang.

War Shokasta endgültig und vernichtend getroffen worden?

Ich wußte es nicht, und auch seine Diener nicht. Zum erstenmal geriet Bewegung in sie. Für einen Moment hatte ich die Befürchtung, daß sie schießen würden, doch sie hielten sich zurück. Wahrscheinlich warteten sie auf dir Befehle ihres Herrn und Meisters.

Und der kam.

In den folgenden Sekunden erlebte ich, daß er nicht vernichtet worden war und wieder in sein zweites Ausweichquartier zurückkehrte.

Daß der seltsam breite Steinthron nicht allein zur Zierde herumstand, wußte ich längst. Nun erlebte ich, wie er besetzt wurde.

Shokasta erschien aus dem Nichts.

So jedenfalls sah es aus. Über dem Thron bildete sich zunächst, eine

wallende Wolke, die sich so weit ausbreitete, daß sie die Maße dieser Sitzgelegenheit voll einnahm, und ich sah, daß der Thron für Shokasta wie geschaffen war.

Noch immer konnte ich selbst nichts unternehmen, da seine Diener sich bisher nicht gerührt hatten und ihre Blasrohre nach wie vor auf mich zielten.

Der sechsfache Tod würde mich ereilen, wenn ich irgendeinen Fehler beging.

Deshalb blieb ich stehen.

Aber ich beobachtete genau, achtete auf jede Kleinigkeit, wobei ich vor allen Dingen Shokasta im Blickfeld behielt. War er bei seiner Rückkehr ein feinstoffliches Geschöpf gewesen, so änderte sich das nun. Vor meinen erstaunten Augen formte sich aus der unheimlich wirkenden düsteren Wolke die Gestalt des Dämons.

Massig, fett und widerlich sah er aus. Sein Leib bewegte sich, die Speckrollen wackelten, und ich hörte ihn schreien.

Es waren keine normalen Schreie, sondern mehr ein wildes Greinen und Jammern. Etwas mußte ihn furchtbar erwischt und auch mitgenommen haben.

Die Ladung aus der goldenen Pistole.

Erst jetzt, als er sich fast völlig materialisiert hatte, sah ich, was geschehen war.

Trotz der sich schließenden Wand war es Shokasta nicht gelungen, der mörderischen Schleimladung zu entgehen. Sie hatte dort ihr Ziel gefunden, wo sich sein Bauch wie eine Kugel vorwölbte und mich an einen Medizinball erinnerte.

Dort fraß sich die magische Säure bereits weiter. Es war ein Loch entstanden, aus der schwarzer, stinkender Rauch quoll. Stoßweise drangen diese Wolken hervor, als wäre der Körper eine einzige Lunge, und die Wolken verteilten sich innerhalb des Raums.

Shokasta brüllte. Er saß auf seinem Steinthron, und warf sich hin und her. Dabei preßte er seine Massen gegen die seitlichen Lehnen, schrie, greinte und bewegte seinen Kopf hektisch von einer Seite zur anderen.

Starb er?

Seine Diener waren entsetzt. Bisher hatten sie nur Augen für mich gehabt und auf den Mordbefehl ihres Herrn und Meisters gelauert. Nun aber schauten sie ihn an, denn sie begriffen, daß er darum kämpfte, sein unheimliches, dämonisches Leben letzten Endes doch noch zu behalten.

Wie einen letzten Rettungsanker hielt er den Fetisch umklammert. Aus seinem Griff ragten die Pfeile mit den Federn hervor, und Shokasta kantete das rechte Handgelenk, um die Feder des Fetischs in seine offene Wunde zu stoßen.

Er schaffte es auch.

Dabei beugte er seinen Oberkörper nach vorn und machte einen regelrechten Diener, als wollte er sich vor mir verbeugen. Die Flammen der Kerzen gerieten in heftige Bewegungen. Ihr Spiel aus Licht und Schatten wurde sehr hektisch. Hell und dunkel strich es über den Körper des fetten Dämons, zeichnete ein Muster nach, und ob es Schweiß war, was da auf seiner Haut glänzte, das wußte ich nicht.

»Tötet!« brüllte Shokasta plötzlich. »Verdammt, tötet ihn!« Mit diesen Worten, die aus seinem Maul drangen, quoll abermals eine schwarze Wolke aus dem Körper.

Sie wallte wie eine finstere Nebelwand auf mich zu, und vielleicht rettete sie mir auch das Leben, denn sie nahm den sechs Dienern die direkte Sicht auf mich.

Wenn ich jetzt nichts tat, dann würde sich mir nie mehr eine Chance bieten. Und ich handelte. Mit einem gewaltigen Sprung wechselte ich die Stellung. Vielleicht war ich als Schatten in der heranquellenden Wolke zu sehen, aber als ein Schatten, der sehr schnell verschwand und dabei so flink war, daß ich sogar den heranfliegenden Pfeilen entwischen konnte.

Ich sah und hörte sie nicht, erkannte jedoch an den zuckenden Bewegungen der Diener, daß sie geschossen hatten. Mit der Schulter zuerst prallte ich auf den harten Boden, preßte mein Kinn an den Hals und rollte mich sofort ab. Glatt und sicher ging dies.

Ein Fallschirmspringer hätte seine Freude daran gehabt.

Ich geriet in die Nähe der Kerzen. Ihr Schein zuckte über mein Gesicht, und der schwarze Nebel wurde ein wenig erhellt, so daß er ein fleckiges graues Muster auf meine Gestalt warf.

Zwei Gegner kamen aus dem Nebel.

Ich sah nur ihre Schatten, aber sie hielten die Blasrohre gegen die Lippen gepreßt, zudem die Köpfe gesenkt, weil sie mich, ihr Ziel, suchten.

Natürlich hielt ich längst die Beretta in meiner rechten Hand.

Und den ersten Mann stieß meine Kugel zurück. Ich hatte auf die Schulter gehalten und auch getroffen.

Der zweite erschrak über den plötzlichen Schuss so sehr, daß er mir Gelegenheit gab, ihn anzugreifen und er selbst nicht mehr daran dachte, den gefährlichen Pfeil abzuschießen.

Die Finger meiner ausgestreckten Hand krallten sich um seinen Knöchel und rissen ihn um. Er ruderte noch mit den Armen und verschwand in einer erneuten schwarzen Nebelwolke wie ein Schemen. Ich vernahm noch den Laut, der entstand, als er zu Boden krachte.

In der nächsten Sekunde war ich über ihm. Meine rechte Hand wischte nach unten und damit auch der Lauf der Waffe.

Ich traf ihn, als er sich aufrichtete. Lauf und Schädel kollidierten.

Der Schädel war weicher. Zuletzt hörte ich ein dumpfes Grunzen, dann wurde der Gegner schlaff.

Ich hatte ihn bewusstlos schlagen können, der erste war verletzt.

Er lag auf dem Boden und jammerte. Aber keiner hatte den Angriff mit seinem Leben bezahlen müssen. Darauf kam es mir an. Sie sollten nicht sterben, es hatte bereits zu viele Tote gegeben.

Sofort wechselte ich die Stellung und hetzte dorthin, wo der Kerzenschein das Verlies nicht mehr ausleuchten konnte.

Plötzlich spürte ich einen Luftzug.

Dicht über meinen Nacken fuhr er hinweg, und ich wußte im selben Augenblick, daß mich beinahe einer dieser Pfeile getroffen hätte.

Was meine Gegner bis jetzt nicht geschafft hatten, konnte schon beim nächsten Angriff passieren, deshalb änderte ich meinen ursprünglichen Plan, schlug einen Haken und sah zu, daß ich hinter der hohen Lehne des Throns Deckung fand.

Dabei mußte ich zwangsläufig Shokasta passieren. Ich warf ihm einen schnellen Blick zu und stellte fest, daß aus seinem Körper nach wie vor Wolken quollen, die eine genaue Sicht auf ihn verhinderten.

Dann erreichte ich die Stelle – und erstarrte fast, denn vor mir wuchs einer der Diener in die Höhe. So dicht, daß die runde Öffnung des Blasrohrs fast meine Nase berührte…

Suko zitterte!

Der Inspektor wußte genau, daß es nun auf jede Sekunde ankam.

Er mußte den verdammten Keller finden. Der Lift fuhr ihm viel zu langsam.

In den modernen Apartmenthäusern gab es die schnellen Expresslifte, hier dauerte es seine Zeit.

Als Suko endlich die Tür aufdrückte, befand er sich tatsächlich im Keller.

Er sprang aus dem Lift, wunderte sich über das brennende Licht und schaute sich um.

Es gab sogar von den Mietern selbst angefertigte Hinweisschilder, die durch den Wirrwarr der Gänge führen sollten. Suko nahm sich die Zeit, um sich zu informieren und zu orientieren.

Er hatte sich auch genau den Raum gemerkt, in dem John Sinclair um sein Leben kämpfte. Der konnte hier allerdings nicht liegen, denn John war von Beton- und nicht von Steinwänden umgeben gewesen. Demnach mußte es eine Verbindung zwischen den beiden Kellern geben. Und die wollte er finden.

Der Inspektor ging methodisch vor, als er den Keller durchsuchte. Dennoch war er schnell, benutzte vor allen Dingen die Hauptgänge und fand schließlich, was er suchte.

Eine offene Luke. Neben ihr lag eine Eisenklappe. Dicht davor blieb

Suko stehen, schaute nach unten, sah die Leiter und nahm auch den widerlichen Geruch wahr, der ihm da entgegenströmte.

Er erinnerte ihn an allmählich verbrennende Kohle.

Obwohl er nichts Genaues erkennen konnte, war ihm klar, daß er die Leiter hinunter mußte.

Suko beeilte sich, wobei er das Gefühl hatte, in eine andere Welt zu gelangen.

Es war die Welt der Kanäle, die des Moders, der Verwesung, des Abfalls und des Todes…

Schreie vernahm der Inspektor, schrille, wimmernde Klänge, und Suko hatte sich die Richtung gemerkt, so daß er sehr schnell die niedrige Tür sah, die zum Glück offen stand.

Aus ihr drang in dünnen Fahnen der schwarze Rauch.

Suko befand sich am Ziel!

***

Es war eine schrecklich lange Sekunde. Ich sah die weißen Augen über dem Blasrohr und wußte, daß dieser Mann den Tod für mich vorprogrammiert hatte.

Dieses alles zu erkennen, glich einem gezackten Blitzstrahl, der in mein Gehirn fuhr, und ich reagierte dementsprechend. Die rechte Faust mit der Beretta wuchtete ich vor. Der schwarze Stahl verschwand in einer weichen Masse, drückte sich durch. Ich vornahm das Ächzen und sah, wie sich das Gesicht über dem Blasrohr zu einer Grimasse verzerrte. Sogar die Hand fiel nach unten, das gefährliche Blasrohr kippte und entließ den Pfeil, der wirkungslos zwischen uns zu Boden fiel.

Dann brach der Mann zusammen.

Ich duckte mich ebenfalls, denn die hohe Rückenlehne des Throns gab mir eine vorzügliche Deckung.

Shokasta wimmerte noch immer. Er hatte schwer zu leiden. Doch solange seine Diener nicht ausgeschaltet waren, konnte ich mich um ihn nicht kümmern.

Etwas wischte an der Lehne rechts vorbei und hieb hinter mir gegen die Wand. Es war einer dieser kleinen höllisch gefährlichen Pfeile, die zum Glück das Ziel nicht getroffen hatten.

So atmete ich auf.

Im nächsten Augenblick gerieten die schwarzen Wolken in Bewegung. Ein Schatten durchbrach sie, ich vernahm klatschende Geräusche, dumpfe Schreie und sah die wirbelnden Bewegungen von Armen und Beinen.

Dort kämpfte jemand.

Es gab nur einen, der sich auf diese Weise Platz schaffte. Mein Freund Suko.

Als ich seinen Namen rief, erhielt ich prompt Antwort. »All right, John, sie liegen hier.«
»Alle?«
»Ja.«
Ich tauchte wieder auf. Suko hatte einen Arm gehoben. Ich erkannte den Umriß meines Freundes und hörte ihn lachen. »Das hätten wir gerade noch geschafft.«
»Bis auf Shokasta«, dämpfte ich seinen Optimismus.
»Wo steckt er denn?«
Er lag neben dem Thron. Wir schauten auf ihn nieder und sahen, wie er verzweifelt versuchte, einem qualvollen Ende zu entrinnen.
Hatten wir ihn bisher als einen dicken, übermäßig fetten Menschen erlebt, so hatte sich dies nun verändert. Shokasta war dabei, sich zu verwandeln. Aus ihm wurde eine dicke schwarze Kugel, die sich immer weiter ausbreitete und seine Gliedmaßen schluckte. Seine Arme waren bereits nicht mehr zu sehen, das gleiche geschah mit den Beinen, und nun fing es am Kopf an, der ebenfalls von der Masse verschluckt wurde.
Er hatte sich den Fetisch zwischen die Zähne geklemmt. Die Augen waren weit aufgerissen. Sie leuchteten in dem dunklen Gesicht wie weiße Laternen, und als er uns sah, da drang ein Laut aus den Winkeln seines Mundes, der unbeschreiblich war.
Im nächsten Augenblick hörten wir ein Knirschen. Es ging uns unter die Haut, denn Shokasta hatte seinen Fetisch zerbissen. Der Griff fiel aus der Öffnung, während die Pfeile in seinem Rachen verschwanden.
Noch hielt er sich, bis eine andere Kraft stärker war, und da kippte er einfach um.
Die Kugel rollte nach hinten, sie veränderte sich gleichzeitig, nahm eine ovale Form an und verschlang den Kopf des Dämons Shokasta, als wollte er ihn nie wieder zurückgeben.
»Die Masse«, sagte Suko leise. »Sie hat es geschafft und seine Gestalt so verändert.«
Da konnte ich meinem Partner nicht widersprechen. Wir schauten beide weiter zu, wie Shokasta austrocknete, schrumpfte und zuletzt ein großer Fleck zurückblieb, der auf dem Boden lag und ölig schimmerte.
Drei Kerzen brannten noch. In ihrem Licht sahen wir etwas Furchtbares. Wie von Geisterfingern geleitet, strich der Schein über den eingetrockneten Fleck, und in ihm erkannten wir plötzlich mehrere Gesichter. Sie waren flach wie manche Fische, und wir beide wußten, daß diese Gesichter zu den vier Schwarzen gehörten, die Shokasta in seinem Wahn regelrecht verschlungen hatte.
Ein fünftes, sein eigenes, überlagerte die anderen vier, und wir hörten ein letztes qualvolles Stöhnen, bevor uns die drückende Stille

des Kellers umgab.

Beide waren wir blaß geworden, und der Schauder auf unserer Haut zeugte davon, daß die letzten Ereignisse nicht spurlos an uns vorbeigegangen waren.

***

In dieser Nacht mußte Chiefinspektor Tanner noch einmal mit seiner Mannschaft antanzen, denn es galt, den toten Craig Midland zu bergen. Diesmal enthielt sich Tanner jeglichen Kommentars. Er drückte uns nur stumm die Hand, denn er wußte, was wir hinter uns hatten.

Im Keller fanden seine Leute den Rest der ehemaligen Terrorbande der Black Devils. Alle sechs hatten überlebt. Nur einer war verletzt. Da sie jedoch auf der Fahndungsliste standen, würden sie für einige Zeit hinter Gitter wandern.

»Ist der Fluch gebrochen?« fragte Tanner uns.

»Wir hoffen es.«

Der Chiefinspektor schob mit seiner typischen Bewegung seinen Hut in den Nacken. »Und was steckte dahinter?«

Suko und ich schauten uns an. Wir gaben, ohne uns abgesprochen zu haben, die gleiche Antwort.

»Schwarze Magie!«

Später trafen wir die beiden Cramers. Sie standen vor dem Haus und schauten an der Fassade hoch.

»Na«, wandte sich Suko an die Frau. »Wollen Sie dort oben wieder einziehen?«

Ihre Augen wurden groß. »Ich? In das Penthouse der Angst? Nein, Inspektor. Da könnten Sie mir das verdammte Ding schenken. Ich habe kein Interesse mehr daran, und wenn ich in einem Bunker hausen muß, da kriegt mich niemand mehr rein.«

Suko meinte dann zu mir: »Und so trifft man sich also wieder, nachdem du ja die Fälle neuerdings ohne mich lösen willst – oder?«

Ich grinste. »Weshalb nicht? Dann kannst du Urlaub machen.«

»Im Penthouse, wie?«

»Ist eine Möglichkeit. Wenigstens hast du von da oben einen Blick bis zu Scotland Yard. Und wenn ich Lust habe, werde ich dir hin und wieder zuwinken…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 275 »Die Frau mit dem Dämonendolch«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 236 »Voodoo-Samba«